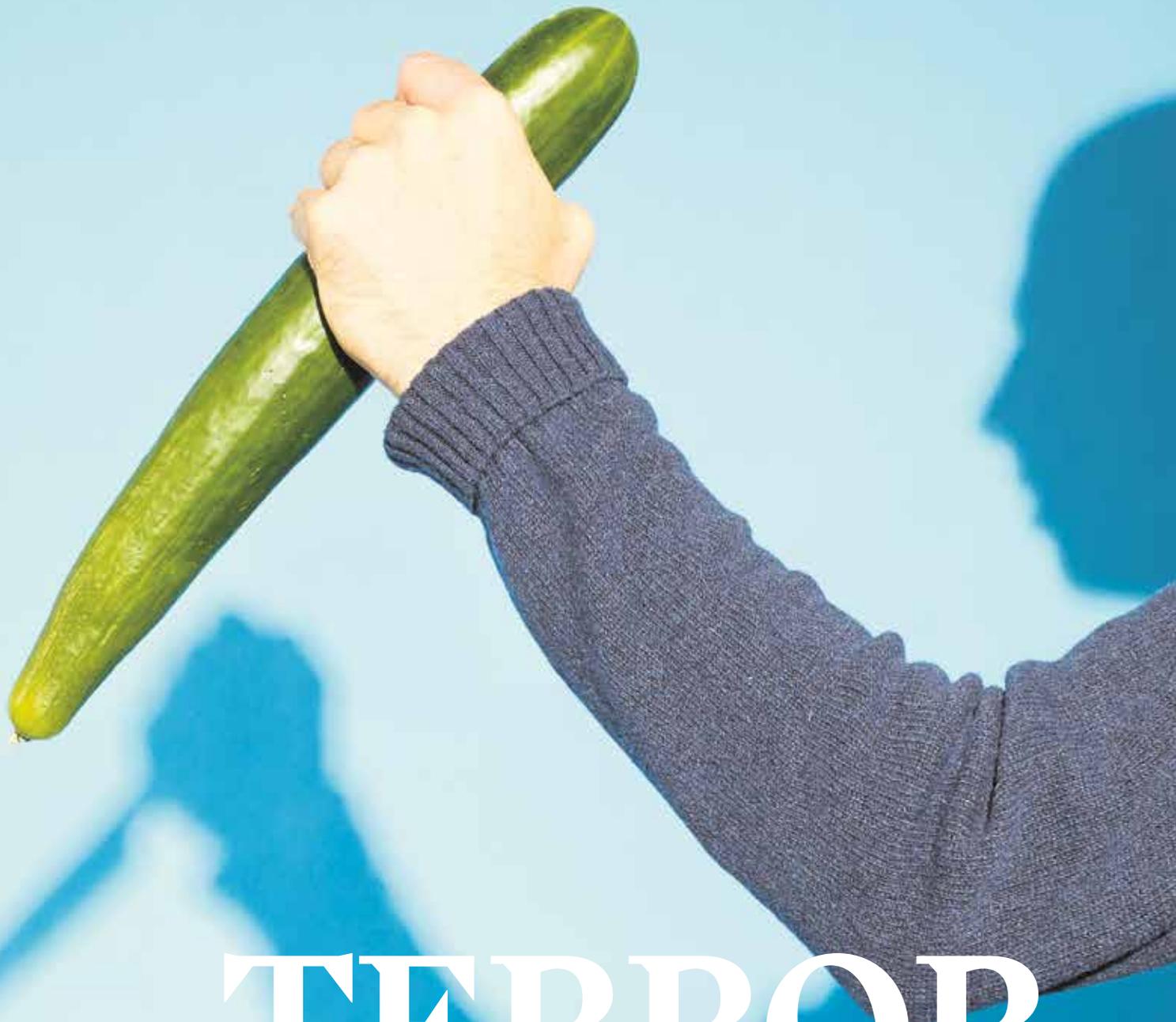


Überwachung

Die Kontrolle aller Lebensbereiche soll Sicherheit schaffen. Die Folgen sind absurd bis tragisch.

Seite
6



TERROR- VERDACHT



Natürliche Vielfalt.



Menschliche Einfalt.

Es dauert 500 Jahre, bis sich Plastikabfall zersetzt. Unsere Ozeane drohen zu gigantischen Mülldeponien zu werden – mit tödlichen Folgen für die Meeresbewohner.
Unterstützen Sie unsere Kampagne für saubere Meere: ocean care.org



INHALT

Pop aus Basel FOTO: NILS FISCH



Die Lovebugs präsentieren ihr 13. Album. Adrian Sieber und Thomas Rechberger erzählen, wie die Band dank einer Krise zu einem kreativen Schub kam.

Seite
34

Polit-Premiere FOTO: HANS-JÖRG WALTER



Operation Libero bringt Politik in die Social Media – neu auch in Basel.

Seite
20

Syrien FOTO: REUTERS



Spielen im Bombenkrater: Berichte aus dem belagerten Aleppo.

Seite
30

Hansjörg Kilchenmann	S. 4
Bestattungen	S. 26
Kulturflash	S. 41
Kultwerk	S. 43
Zeitmaschine	S. 44
Wochenendlich	S. 45
Kreuzworträtsel	S. 46
Impressum	S. 46

Wahlen 2016

Bürgerliche Parteien verlangen Steuersenkungen. Die links-grüne Basler Regierung hat diese Forderung in den vergangenen acht Jahren für alle erfüllt.

Seite
18



Reto Aschwanden
Leiter Produktion

Freiheit und Sicherheit

Wir wollen mehr Überwachung. Knapp zwei Drittel der Abstimmenden haben Ja gesagt zu mehr Kompetenzen für den Nachrichtendienst. Lieber rechtzeitig hinschauen, als erschreckt aufblicken, wenn etwas passiert ist – Prävention statt Reaktion.

In anderen Ländern durchdringt diese Prävention schon heute den Alltag. In England etwa sind alle Staatsangestellten angehalten, Verdächtiges zu melden. Die Folgen sind absurd: Ein Vierjähriger zeichnet einen Mann mit einem Messer. Die Kindergärtnerin will wissen, was es damit auf sich hat. Und weil der Kleine mit manchen Wörtern seine Mühe hat, entsteht ein Missverständnis, das die ganze Familie unter Terrorverdacht bringt.

Überwacht werden wir auch von Arbeitgebern und Krankenkassen. Sie zeichnen auf, wie viel sich ihre Angestellten und Kunden bewegen. Sie tun dies im Namen der Gesundheitsförderung, die so gewonnenen Daten erlauben aber auch eine exakte Verhaltenskontrolle.

Spätestens seit der Fichenaffäre wissen wir, dass Überwacher zu Übereifer neigen. Es braucht darum ein Korrektiv; Leute, die den Überwachern auf die Finger schauen und Alarm schlagen, wenn Aufklärungsinteresse in Spitzelei kippt. Edward Snowden hat das getan. Als Whistleblower deckte er das Ausmass der Überwachung durch US-Dienste auf.

Nun erzählt Oliver Stone diese Geschichte in einem Spielfilm. Was Snowdens Schweizer Anwalt zur Geschichte seines Mandanten zu sagen hat, können Sie diesen Freitag im Anschluss an die Filmvorführung miterleben.

Was schon nach der Lektüre unseres Schwerpunktes klar wird: Wenn wir weiter in einer offenen, freien Gesellschaft leben wollen, dann müssen wir unseren Überwachern gegenüber wachsam bleiben.

tageswoche.ch/+n6wxu

Weiterlesen, S. 6

Terror im Kindergarten,
tageswoche.ch/
+4uruh

Weiterlesen, S. 12

Geheimnisverräter
Snowden glänzt
auf der Leinwand,
tageswoche.ch/
+riob4

Hansjörg Kilchenmann

von Elin Fredriksson

Als Messerschmied übt Hansjörg Kilchenmann einen traditionellen Beruf aus. Doch auch er muss mit der Zeit gehen.

Gartenmöbel und Pflanzen stehen in dem friedlichen Innenhof an der Mittleren Strasse. Durch ein grosses Fenster blickt man direkt in eine moderne Küche, im Hintergrund glänzen ein paar Messer an einem Magnetstreifen.

Plötzlich ein schrilles Geräusch aus dem unteren Stock. Ein paar Treppenstufen in Richtung Keller – dort befindet sich eine dunkle Werkstatt. Neben einem kleinen Ofen steht Hansjörg Kilchenmann mit Schutzbrille und glühendem Stahl.

Hier unten schmiedet und schleift der Messerschmied tagtäglich. Manchmal auch in seiner Freizeit, denn er wohnt gleich über der Werkstatt: «Wenn ich zwischen Fernsehen und Schmieden wählen kann, fällt mir die Entscheidung leicht», sagt er mit einem Lächeln. «Mir gefällt besonders die Arbeit mit verschiedenen Materialien.»

Kilchenmann arbeitet ruhig und konzentriert, wenn er spricht, wirkt er entspannt. Der 48-Jährige ist gelernter Landmaschinentechniker. Dass er einmal als Messerschmied arbeiten würde, war nicht geplant: «Ich wollte einen Beruf, in dem ich mich selbstständig machen kann. Eigentlich wollte ich Kunstschmied werden, doch da habe ich keine Stelle gefunden. Zufällig erhielt ich dann eine Lehrstelle bei einem Messerschmied in Bern.»

Schnittstelle zwischen Alt und Neu

Jetzt arbeitet Kilchenmann, der ursprünglich aus Zofingen kommt, schon seit 20 Jahren im Messerschmiedbetrieb, seit 13 Jahren besitzt er die Werkstatt an der Mittleren Strasse in Basel.

Sein Beruf ist ungewöhnlich, ja gar altmodisch – arbeitet Kilchenmann doch hauptsächlich manuell. Ist der Messerschmied ein Überbleibsel aus dem Mittelalter? Nix da. Kilchenmann bleibt zwar bei seiner herkömmlichen Tätigkeit – schmieden und schleifen – doch für viele Aufträge geht er mit der Zeit. Er hat seine Nische gefunden: Er stellt Prototypen für den Gastrobereich her. Unter anderem hat er den Prototyp für die Messerlinie des Bündner Spitzenkochs Andreas Caminada gefertigt.

Ist die Klinge scharf genug für ein rohes Rüebli? Wie fühlt sich der Griff



Solange Kochen im Trend liegt, geht Hansjörg Kilchenmann die Arbeit nicht aus.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER

in der Hand an? Um diese Fragen in der Praxis beantworten zu können, erhalten Spitzenköche von Kilchenmann ein Probemesser. Wenn dieser Prototyp fertig ist, zeichnen Designer ihn am Computer nach. Ein anderer Hersteller, der grössere Maschinen zur Verfügung hat, ist für die Serienproduktion verantwortlich. Der traditionelle Beruf wird so mit der digitalen Welt verbunden: «Es entsteht eine Schnittstelle zwischen der Arbeit am Computer und der Arbeit von Hand», erklärt Kilchenmann.

«Essen muss ja jeder»

Die Nachfrage nach hochwertigen Küchenmessern ist nach wie vor da. Kilchenmann findet gar: «Das Interesse für Messer hat zugenommen. Viele Junge

leisten sich ein teures, gutes Messer», sagt er. Warum? Weil Kochen Trend ist. Wer seinem Foodporn-Bildli auf Instagram den richtigen Schliff geben will, braucht dafür das passende Messer. Und überhaupt: «Essen muss ja jeder», sagt Kilchenmann pragmatisch.

Seine Hauptbeschäftigung als Messerschmied ist das Schleifen. Viele Kunden bringen ihre Messer zur Reparatur oder zum Nachschleifen vorbei. Nicht nur die Klinge, auch der Griff muss dabei bearbeitet werden.

Manchmal wird Kilchenmann in die Vergangenheit zurückgeworfen. Gerade bei alten Messern ist er schon einigen kuriosen Dingen begegnet: «Wenn Kunden ihre alten Erbstücke vorbeibringen, kann es vorkommen, dass mal Elfenbein

oder Schildkrötenpatt dabei ist. Das ist heute natürlich verboten, aber ich muss trotzdem wissen, wie das Material bearbeitet wird.»

Doch auch moderne Messer sind oft eher chic als praktisch: «Messer können wie Liebhäberobjekte sein. Ab 150 Franken erhält man ein sehr gutes Messer, aber viele zahlen mehr drauf, weil sie aufwendigere Griffmaterialien oder eine besondere Optik der Klinge wünschen», erzählt Kilchenmann.

Und schmiedet er für sich auch selbst ein solches Prestige-Messer? Kilchenmann bleibt bodenständig: «Ich bevorzuge ein Messer mit einem einfachen Holzgriff. Aber schlussendlich schneiden sie ja alle gut.»

[tageswoche.ch/+fz797](https://www.tageswoche.ch/+fz797)

×

In England zeichnet ein Vierjähriger einen Mann mit einem Messer. Die Kindergärtnerin wendet sich an die Behörden. Das zeigt die absurden Folgen zunehmender Überwachung.

TERROR IM KINDER- GARTEN

von Peter Stäuber

Als Sonia Qassim am 26. Januar 2016 mit ihrem Sohn Abdul (alle Namen der Familie wurden geändert) von der Kinderkrippe nach Hause kam, war sie verwirrt und zutiefst beunruhigt. Abdul war in Schwierigkeiten. In ernsten Schwierigkeiten: Die Behörden seien bereits offiziell informiert, hatte die Kindergärtnerin gesagt, eine Untersuchung würde folgen. Doch Sonia

verstand noch immer nicht, was Abdul falsch gemacht hatte.

Nachdem sie ihn an jenem Nachmittag in der Krippe abgesetzt hatte, war sie von der Kindergärtnerin beiseite genommen worden. «Ich muss mit Ihnen über Ihren Sohn sprechen», sagte sie, in der Hand einen Stapel Dokumente, den sie Sonia vorlegte: «Er hat unangemessene Zeichnungen angefertigt.»

Sonia erkannte die Zeichnungen sofort. Die meisten stellten kaum mehr als eine

Ansammlung von Strichen und Formen in verschiedenen Farben dar – Abdul ist vier Jahre alt. Aber auf einem Bild ist klar ein Mensch zu erkennen: Ein Strichmännlein, gezeichnet mit schwarzem Filzstift, mit einem unförmigen Kopf und zwei Punkten als Augen. Der Arm ist ein länglicher Strich, und dieser Strich hält ein Messer, das doppelt so gross ist wie der Mann.

«Das ist sein Vater, wie er eine Gurke (engl. Cucumber) schneidet», sagte Sonia zur Kindergärtnerin – so hatte ihr Abdul

das Bild erklärt, als er es einige Wochen zuvor mit nach Hause brachte. «Naja, uns hat er etwas anderes gesagt», entgegnete diese. «Uns hat er gesagt, das sei sein Vater bei der Herstellung einer Kochtopfbombe (engl. Cooker Bomb).»

«Er spricht von Bomben»

Als Sonia Qassim Mitte September im Vorzimmer ihrer Wohnung sitzt und bei Tee und Biskuits vom Vorfall erzählt, muss sie immer wieder kichern, so absurd scheint ihr die Episode heute. Sie wohnt mit ihrem Mann und ihren vier Kindern am Stadtrand von Luton, 40 Minuten nördlich von London. Die mittelgrosse Stadt wird von der Presse gern als «Zentrum des Extremismus» bezeichnet. 2015 gerieten mehr als ein Dutzend Anwohner des Stadtteils Bury Park ins Visier der Anti-Terror-Abteilung der Polizei.

Auch Abu Rahin Aziz stammte von hier, ein berühmter Extremist, der sich dem Islamischen Staat anschloss, nach Syrien reiste und im Sommer 2015 bei einem US-Luftangriff in Raqqa getötet wurde. Und die vier Attentäter vom 7. Juli 2005 trafen sich zunächst in Luton, um dann gemeinsam in die Hauptstadt zu fahren und dort in U-Bahnwagen und Bussen ihre Bomben zu zünden.

Vielleicht war es dieser zweifelhafte Ruf ihrer Stadt, der die Kindergärtnerin dazu brachte, beim Anblick von Abduls Bild Alarm zu schlagen. «Ich weiss nicht, woher er das hat», sagte Sonia an jenem Tag Ende Januar, als sie mit den angeblich gefährlichen Bildern konfrontiert wurde. «Möglicherweise von den anderen Kindern?» Aber die Kindergärtnerin winkte ab: «Nein, nur er spricht von Bomben.»

Sonia zerbrach sich den Kopf. «Ich dachte, dass es vielleicht die Superhelden-Programme sind, die er sich im Fernsehen anschaut», erzählt sie. «Er ist ein grosser Fan der Power-Rangers und die tauchen immer in einer Rauchwolke auf. Hatte Abdul die Idee mit der Bombe von dort?» Die Kindergärtnerin riet ihr, stets zu überwachen, was sich ihr Sohn auf YouTube anschau. Sonia entgegnete, sie sei nicht dumm: «Ich schaue schon genau hin, was er sich auf YouTube anschaut – er steht vor allem auf Filme von Kindern, die Überraschungseier aufmachen.»

Abdul kann noch nicht Gurke sagen

Schliesslich fragte sie die Kindergärtnerin, was sie denn nun tun solle. Doch diese sagte, es sei nichts zu machen, der Fall sei bereits an ein Programm namens «Channel» weitergeleitet worden. Sonia verstand nicht. «Ich dachte, sie spreche vom Sozialamt, und ich beklagte mich, weil mein Sohn niemals auch nur einen Kratzer hatte, der auf häusliche Gewalt hindeuten würde – weshalb sollte sich das Sozialamt einschalten? Und die Kindergärtnerin entgegnete: «Channel» ist nicht das Sozialamt, aber sie arbeiten mit ihm zusammen.»

weiter auf Seite 8 ►

► Verängstigt ging Sonia nach Hause. Als sie ihrem Mann von dem Vorfall erzählte, sagte er gleich: «Gurke! Er wollte Gurke sagen, aber er kann das Wort nicht aussprechen!» Anstatt Cucumber hatte Abdul Cooker Bomb gesagt, Kochtopfbombe. «Natürlich!», dachte Sonia und rief gleich in der Kinderkrippe an. «Ich sagte ihnen, dass er nicht von einer Bombe sprach, sondern von einem Gemüse», aber die Kindergärtnerin entgegnete, dass es schon zu spät sei, der Fall sei bereits weitergeleitet worden.

Das Terrorgesetz schreibt öffentlichen Angestellten vor, dass sie verdächtiges Verhalten von Patienten, Schülern und Studenten melden müssen.

Erst jetzt wurde ihr bewusst, dass ihr vierjähriger Sohn nicht dem Sozialamt gemeldet worden war, sondern einem Regierungsprogramm, das Teil der britischen Anti-Terror-Strategie ist. «Channel» ist eine Sparte von «Prevent» («Preventing Violent Extremism»), einem Programm, das die Radikalisierung von Individuen verhindern soll.

Es wurde unter der Regierung von Tony Blair eingeführt und ist seit 2006 in Kraft, wurde aber letztes Jahr, als die heutige Premierministerin Theresa May noch dem Innenministerium vorstand, stark ausgebaut: Das Terrorgesetz von 2015 (Counter-Terrorism and Security Act 2015) schreibt vor, dass alle öffentlichen Angestellten – darunter Lehrer, Ärzte, Universitätslektoren, Sozialarbeiter und Kindergärtner – während der Arbeit die Augen offenhalten und verdächtiges Verhalten ihrer Patienten, Schüler und Studenten den Behörden melden müssen.

Stellt ein Arzt beispielsweise beim Plaudern mit einer Patientin fest, dass diese Sympathie für den Islamischen Staat an den Tag legt, stellt er einen Überweisungsantrag, einen sogenannten «referral», an den «Channel»-Ausschuss in seiner Gemeinde. In diesem Ausschuss sind Angestellte der Lokalbehörde sowie der Polizei vertreten, meist auch Mitarbeiter der Sozialämter. Diese prüfen den Antrag und arbeiten gegebenenfalls einen Plan zur Unterstützung der betreffenden Person aus, der sie vom Extremismus und von der Radikalisierung abbringen soll – zum Beispiel Aggressions- oder Verhaltenstherapie oder «theologische Unterstützung», alles auf freiwilliger Basis.

Das Gesetz wurde bereits vor seiner Verabschiedung scharf kritisiert: Universitätslektoren warnten, dass es zu einer Atmosphäre des Misstrauens führen würde, gerade in Instituten der höheren Bildung, wo die freie Meinungsäußerung

gefördert werden sollte. Ärzte meinten, ihre Aufgabe bestehe nicht darin, die ideologische Makellosigkeit ihrer Patienten zu überprüfen, sondern für ihre Gesundheit zu sorgen. Und Lehrer kritisierten, dass Extremismus nicht verhindert werden könne, wenn man in der Schule nicht frei darüber sprechen dürfe – ohne die Angst im Nacken, dass der Lehrer die Schüler ausspionierte.

Trotz dieser verbreiteten Bedenken wurde das Anti-Terrorgesetz durchs Parlament gepaukt. Seit Sommer 2015 müssen sich öffentliche Angestellte an die sogenannte «prevent duty» halten – die Verpflichtung, verdächtiges Verhalten zu melden. Und Abduls Zeichnung schien verdächtig.

Am Tag nach dem ersten Gespräch mit der Kindergärtnerin ging Sonia Qassim in die Krippe, um das Missverständnis zu entwirren. Erneut sagte man ihr, dass es dafür zu spät sei. «Ich fühlte mich unter Druck gesetzt und war nahe dran zur Polizei zu gehen. Ich wusste nicht weiter!»

Dann verwies sie jemand an die Sozialarbeiterin Ruhab Farooq (Name geändert), die sie zu ihrer nächsten Unterredung mit der Leitung der Kinderkrippe begleitete. Farooq sitzt heute ebenfalls in Sonia Qassims Vorzimmer, gekleidet in einen dunklen Hidschab, und nippt Tee. Sie spricht schnell und ist es sich offensichtlich gewohnt, mit Leuten zu streiten – wenn auch auf eine sympathische Art, oft mit einem ironischen Unterton.

Woran erkennt man die Gesinnung?

Das Treffen mit der Leitung der Krippe lief nicht gut, erinnern sich die beiden Frauen. Zu dritt sassen die Kindergärtnerinnen hinter dem Tisch, schüttelten immer wieder die Köpfe, sprachen von «unangemessenen Zeichnungen» und von Bomben. «Ich hatte ihnen wenige Wochen zuvor Weihnachtsgeschenke gebracht», sagt Sonia Qassim, «und jetzt soll ich eine Extremistin sein? Ich fragte die Kindergärtnerin: «Sehe ich aus wie eine Terroristin?»» Worauf diese geantwortet habe, dass man dem BBC-Entertainer Jimmy Savile auch nicht angesehen habe, dass er ein Pädophiler war. («Doch, hat man», grinst Farooq.)

Das Gespräch endete damit, dass gegenseitig Drohungen ausgesprochen wurden: Die Kindergärtnerinnen sagten, dass Qassims Kinder möglicherweise in die Obhut des Sozialamts gegeben würden, und Sonia Qassim drohte, an die Presse zu gehen – was sie schliesslich auch tat.

Die meisten «referrals» dringen nicht an die Öffentlichkeit. Dabei hat ihre Zahl seit Inkrafttreten des Anti-Terror-Gesetzes im Juli 2015 dramatisch zugenommen: Waren im Vorjahr landesweit 1681 Individuen gemeldet worden, stieg die Zahl 2015 auf knapp 4000 – das sind im Schnitt elf am Tag. Die Religion muss bei einem «referral» nicht angegeben werden, deshalb sind keine Zahlen über den Anteil an Muslimen verfügbar.

«Prevent» richtet sich offiziell nicht gegen eine bestimmte Gruppe von Extremisten, aber die Polizei schreibt auf ihrer Website ausdrücklich, dass die grösste terroristische Gefahr derzeit von Tätern ausgehe, die im Namen des Islams handeln; deshalb konzentrierte sich «Prevent» in erster Linie auf muslimische Communities. Doch die öffentlichen Angestellten, die unter dem Programm zu Anti-Terror-Agenten der Regierung werden, sehen sich einem grundlegenden Problem gegenüber: Woran erkennt man eine radikale Gesinnung?

Strategie beruht auf einem Irrtum

«Prevent» folge einer klaren Theorie, sagt Rizwaan Sabir, Kriminologe an der John Moores University in Liverpool – und diese Theorie sei falsch. «Prevent» ist eine moderne Manifestation eines historischen Diskurses, der von Muslimen verübten Terrorismus als religiös motiviert erachtet und Religion für die Wurzel von Gewalt und Terrorismus hält», sagt er am Telefon. Sabir hat am eigenen Leib erlebt, wohin die Terrorhysterie führt – er wurde aufgrund seiner Studien zum Thema verhaftet. Später mussten ihm die Behörden dafür Schmerzensgeld bezahlen.

Das sei aber schlichtweg nicht korrekt: «Akademische Studien über politische Gewalt und Terrorismus haben gezeigt, dass Ideologie nicht die Ursache von Terrorismus ist. Es gibt keine empirischen, wissenschaftlichen Belege, die zeigen, dass politische Gewalt, die von Gruppen wie Al-Qaida verübt wird, durch Ideologie bedingt ist.» Vielmehr diene die Ideologie dazu, Gewalt zu rechtfertigen, aber die Ursache sei in der Regel sozioökonomischer und politischer Natur.

Dies wird von Akademikern kaum bestritten, und auch Vertreter der Geheimdienste teilen diese Ansicht. Als die frühere Direktorin des Inlandgeheimdienstes MI5, Eliza Manningham-Buller, 2010 vor dem Untersuchungsausschuss zum Irakkrieg aussagen musste, wurde sie gefragt, inwiefern der Konflikt die Gefahr des internationalen Terrorismus erhöht habe. «Erheblich», lautete ihre Antwort.

«Prevent» operiert im «vorkriminellen» Raum. Im Science-Fiction-Film «Minority Report» ist eine solche Methode der Verbrechensbekämpfung recht wirkungsvoll.

Doch die «Prevent»-Strategie beruht auf der falschen Annahme, dass gewalttätiger Jihadismus mit konservativen religiösen Ansichten oder mit anderweitigem «nicht-gewalttätigem Extremismus» an-

fängt und dann in terroristischen Aktivitäten «eskaliert». Entsprechend soll der Kampf gegen Terrorismus damit beginnen, religiösen Konservatismus zu unterbinden. Gleichermassen werden gewisse politische Ansichten als ein Indiz für «extreme» Überzeugungen gelesen, deren Anhänger sich einer Entradikalisierungskur unterziehen sollten.

«Prevent» operiert also im sogenannten «pre-criminal space», dem «vorkriminellen» Raum, in dem die Verbrechen noch nicht stattgefunden haben und lediglich Anzeichen erkennbar sein sollen, dass jemand möglicherweise in Zukunft einen Gewaltakt verübt. Im Science-Fiction-Film «Minority Report» ist eine solche Methode der Verbrechensbekämpfung recht wirkungsvoll, und zwar dank der Unterstützung von hellseherischen Mutanten. Doch selbst hier wird Tom Cruise zum Opfer einer Manipulation, die ihn in arge Schwierigkeiten bringt. Im realen Leben sind die Folgen dieses rechtlich fragwürdigen Ansatzes verheerend.

Bewaffnet mit einer nebulösen Definition von Extremismus, machen sich öffentliche Angestellte daran, radikal gesinnte Bürger ausfindig zu machen.

«Wir haben es hier nicht mit kriminellen Akten zu tun», sagt Kriminologe Sabir, «sondern mit legalen und legitimen Aktivitäten – Ausdruck von Dissens, Protest, Kritik der britischen Aussenpolitik –, die als Indikatoren benutzt werden, um festzustellen, wer ein künftiger Terrorist ist. Und das führt zur Kriminalisierung von vielen unschuldigen Menschen, die demokratische Aktivitäten ausüben.»

«Gehen Christen in die Hölle?»

Auch das Royal College of Psychiatrists, der britische Verband der Psychiater, stellt die wissenschaftlichen Grundlagen der Anti-Terror-Strategie infrage: «Bislang sind keine Instrumente entwickelt worden, um auf zuverlässige Weise Leute zu identifizieren, die radikalisiert worden sind, radikalisiert zu werden drohen oder möglicherweise terroristische Akte ausführen werden», schreiben die Autoren eines Positionspapiers, welches das College im September veröffentlichte.

Ohne eine handfeste, wissenschaftlich belegte Theorie und bewaffnet lediglich mit dem Werkzeug einer überaus nebulösen Definition von Extremismus – «lautstarker oder aktiver Widerstand gegen grundlegende britische Werte», wie die Regierung formuliert –, machen sich also

weiter auf Seite 11 ►



Überwachung

Mit Trackern und Datenanalyse setzen Unternehmen ein Kontrollregime à la Taylor ins Werk. Wer sich überwachen lässt, wird belohnt.

Arbeiter unter totaler Kontrolle

von Adrian Lobe

Im Jahr 1911 entwickelte der US-amerikanische Ingenieur Frederick Winslow Taylor sein Konzept der wissenschaftlichen Betriebsführung («scientific management»). Die Idee war es, grob gesagt, jeden Arbeitsschritt streng zu takten und den Arbeiter seiner geistigen Leistung zu entheben. «Alle Denkarbeit muss aus dem Betrieb herausgenommen und in der Planungsabteilung konzentriert werden.»

Taylor liess bereits ab 1882 grossangelegte Zeit- und Bewegungsstudien durchführen, wobei der optimale Bewegungsablauf eines Arbeitsvorgangs ermittelt werden sollte. Sinn und Zweck waren schon damals die lückenlose Überwachung der Arbeiter.

Taylors Modell zog massive Kritik der Gewerkschaften auf sich, die darin eine Entmenschlichung und Entfremdung der Arbeit sahen. Die Methode konnte sich nie vollständig durchsetzen, da sie zu mechanistisch gedacht war und menschliche Faktoren für den betriebswirtschaftlichen Erfolg ausser Acht liess.

Der Badge misst alles

Mit der Digitalisierung der Arbeit und der elektronischen Datenverarbeitung stehen heute ganz andere Mittel und Wege bereit, einen Taylorismus 2.0 ins Werk zu setzen. Mit Wearables – internetfähigen Geräten wie etwa Fitness-Trackern – können Schrittzahl, Puls oder Stresslevel gemessen und ausgelesen werden.

Der japanische Mischkonzern Hitachi hat letztes Jahr einen ID-Badge im Format einer Kassette präsentiert, den man sich wie ein Namensschild ans Revers heftet und der das «Wohlbefinden» der Mitarbeiter messen soll. Das Gerät verfügt über einen Beschleunigungssensor, der laut dem Unternehmen 50-mal in der Sekunde Daten sammelt und Bewegungen wie Gehen, Nicken und Tippen erkennt.

Hitachi hat diese Daten in einer Studie aggregiert (insgesamt wurden fünf Milli-

arden Bewegungspunkte von 468 Angestellten erfasst) und mit dem Glücksniveau der Versuchsgruppen verglichen, das nach der Allgemeinen Depressionskala – einem standardisierten Fragebogen zur Erfassung emotionaler Zustände – berechnet wurde.

Dabei kam heraus, dass das Glücksempfinden mit der Dauer der physischen Bewegung abnimmt (die Kurve ist nach dem Mount Fuji modelliert). Je abwechslungsreicher die Bewegungen sind, desto glücklicher die Mitarbeiter. Hitachi identifizierte in seiner Studie einen Zusammenhang zwischen dem Glück der Gruppe und ihrer Produktivität.

Wer ist wann am Kopierer? Wer verkauft am meisten Waren?

Die Sensoren sehen alles.

Die US-Firma Percolata geht noch einen Schritt weiter: Sie hat spezielle Traffic-Sensoren entwickelt, die die Bewegungen von Angestellten und Kundschaft messen. Mithilfe hochempfindlicher Geräuschsensoren und Bewegungsmelder kann exakt festgestellt werden, wer sich wo zu welcher Uhrzeit aufhält. Wie oft läuft Mitarbeiter X am Kaffeeautomaten vorbei? Wer ist wann am Kopierer? Wer verkauft am meisten Waren? Die Sensoren sehen alles.

Auf einem cloudbasierten Analytics Dashboard sind die Leistungsdaten in Echtzeit für das Management einsehbar. Davon hätte Taylor nur träumen können. Das Unternehmen behauptet, dass durch seine Sensoren der Umsatz bei gleichbleibendem Ressourceneinsatz um knapp zehn Prozent steigt.

Zu den Kunden von Percolata gehören unter anderen die Supermarktkette Seven Eleven, der spanische Mobilfunkanbieter Telefónica sowie die Restaurant-Kette The Counter. Die Technologie ermöglicht es

Arbeitgebern, ihre Angestellten auf Schritt und Tritt zu verfolgen: von den GPS-Trackern für Zulieferer bis zur Software, die analysiert, welche Websites die Mitarbeiter während der Arbeitszeit aufrufen.

Der Mineralölkonzern BP hat unter seiner Belegschaft 24 000 Fitbit-Tracker verteilt. Im Rahmen eines Wellness-Programms können die BP-Mitarbeiter für verschiedene Aktivitäten sogenannte Wellness-Punkte sammeln.

Perfide Logik

Wer zum Beispiel eine Million Schritte geht, erhält 500 Wellness-Punkte. Wer sich einem «biometrischen Screening» unterzieht, bekommt auf einen Schlag 125 Punkte. Jeder Angestellte, der sich für das Programm anmeldet, erhält eine Gutschrift von 1000 Dollar für sein GesundheitsSparkonto, der Ehepartner profitiert ebenso. Wer 2000 Wellness-Punkte gesammelt hat, bekommt einen Gutschein im Wert von 100 Dollar für verschiedene Bonusaktionen (unter anderem für iTunes).

Es ist ein fein justiertes Anreiz- und Belohnungssystem, das wie eine Mischung aus Dave Eggers «The Circle» und George Orwells «1984» anmutet. Wer sich überwachen lässt, wird belohnt. Eine perfide Logik. Das ist genau jener tayloristische Gedanke, das Lohnsystem, das aus Taylors Sicht nicht genügend Anreize zu Leistungssteigerungen bot, zu ergänzen. Doch der Preis dafür ist hoch. Die Angestellten werden in ihrer Arbeit komplett auslesbar und steuerbar.

Unter dem Deckmantel der Gesundheit wird ein Kontrollregime ins Werk gesetzt, das die Arbeitnehmer zu blossen Datenpunkten macht. Der Arbeitgeber weiss genau, welcher Mitarbeiter wie viele Schritte geht. Das ist nicht nur unter datenschutzrechtlichen und ethischen Gesichtspunkten bedenklich. Es vermittelt auch ein falsches Bild von Produktivität: Wer viele Schritte geht, ist noch lange nicht produktiv. Der Lagerist, der planlos zwischen Regalen umherirrt und die Ware erst im zehnten Anlauf findet, leistet effektiv weniger als jemand, der die Ware gleich auf Anhieb findet. Dafür ist die Technologie blind. Und doch ist Arbeitgeber jedes Mittel recht, ihre Mitarbeiter immer stärker zu überwachen.

Geht der Kollege spät ins Bett?

Der Management-Dozent Chris Brauer, der am Goldsmiths College der University of London lehrt, sagt eine Zukunft voraus, in der das Management vor einem Bildschirm sitzt und in Echtzeit biometrische Daten wie die Schlafqualität oder den Pulsschlag der Angestellten beobachtet. Hat Mitarbeiter X in letzter Zeit wenig geschlafen? Geht Kollege Y spät ins Bett? Kommt Abteilungsleiter Z mit hohem Puls ins Büro? Das alles wird durch Wearables sichtbar. Und steuerbar. Frederick W. Taylor hätte sich das nicht besser ausdenken können.

tageswoche.ch/+tl4vh

► über eine halbe Million öffentlich Angestellte daran, radikal gesinnte Bürger ausfindig zu machen; Studenten, Schulkinder oder ältere Frauen, die wegen Rückenschmerzen den Arzt aufsuchen.

Ein 17-Jähriger wurde dem «Channel»-Programm gemeldet, weil er eine Spendensammlung für Palästina organisieren wollte. Ein achtjähriges Schulkind, das ein T-Shirt mit der Aufschrift «Abu Bakr Al-Siddique» trug – der Name des ersten Kalifen nach dem Tod Mohammeds –, wurde von einem Sozialarbeiter ausgefragt («Gehen Christen in die Hölle?»). Ein 16-Jähriger, der in der Schulbibliothek ein Buch über Terrorismus ausleihen wollte, wurde vom Bibliothekar dem Rektor gemeldet, der wiederum den örtlichen «Prevent»-Beamten informierte.

Die Öffentlichkeit dient der «Prevent»-Strategie als omnipräsentes Abhörgerät des Staates.

Das seien keine Ausnahmefälle, sagt Arzu Merali von der Menschenrechtsorganisation Islamic Human Rights Commission. «Das sind die Fälle, die es in die Medien schaffen. Aber auch hinter den Kulissen findet man ein solches Ausmass der Lächerlichkeit. Es ist surreal.» Für die Organisation ist das «Prevent»-Programm Ausdruck der zunehmenden Islamophobie seitens der britischen Behörden: «Vor zehn Jahren hätte ich gesagt, dass sich Muslime in Grossbritannien im Belagerungszustand befinden. Heute ist es noch schlimmer. Heute wächst eine ganze Generation junger Menschen in einem Klima der Islamophobie auf, das sie für normal halten.»

So bewirkt «Prevent» genau das Gegenteil von dem, was es erreichen sollte: Es bindet die drei Millionen Muslime im Land nicht stärker in die Gesellschaft ein, sondern schliesst sie von ihr aus. Es gibt ihnen das Gefühl, unter Generalverdacht zu stehen.

Plötzlich introvertiert

Im Londoner Bezirk Tower Hamlets, wo die grösste muslimische Community in Grossbritannien lebt – von den rund 300 000 Einwohnern sind 45 Prozent Muslime – verabrede ich mich mit Ifhat Smith, deren 14-jähriger Sohn ebenfalls ins Visier der Anti-Terror-Behörden geraten ist. Er hatte im Französischunterricht das Wort «Öko-Terrorismus» benutzt und daraufhin Besuch von zwei Beamten erhalten. Sie fragten ihn, ob er zum Islamischen Staat gehöre.

«Zuvor war er so gern zur Schule gegangen, er hatte sich im Debattierclub engagiert und in Prüfungen gut abgeschnitten», erzählt Smith. Doch seit dem Vorfall sei er viel introvertierter geworden, verbringe viel Zeit allein in seinem Zimmer und

sei nicht mehr so selbstbewusst wie vorher. «Er fragt mich immer wieder: «Wieso ich? Weshalb glaubte die Lehrerin, dass gerade ich den IS unterstützen würde?», erzählt seine Mutter.

Angst, Machtlosigkeit, Paranoia

Ihr Sohn konnte auf die Unterstützung seiner Mitschüler zählen – die meisten davon Nicht-Muslime –, und der Fall wurde von den Behörden nicht weiterverfolgt. Aber das Misstrauen sitzt tief, nicht nur bei Smiths Sohn, sondern auch bei seiner Familie. «Es hat uns paranoid gemacht», sagt Vater Kano, ein grossgewachsener Mann mit Ziegenbart und kurz geschorenen Haaren. «Wir sind viel vorsichtiger bei dem, was wir sagen – bei allem, was mit Islam zu tun hat. Wir wollen nicht einmal mehr Witze machen.» – «Es ist Selbstzensur», fügt seine Frau hinzu.

Die Öffentlichkeit agiert im Rahmen der «Prevent»-Strategie als omnipräsentes

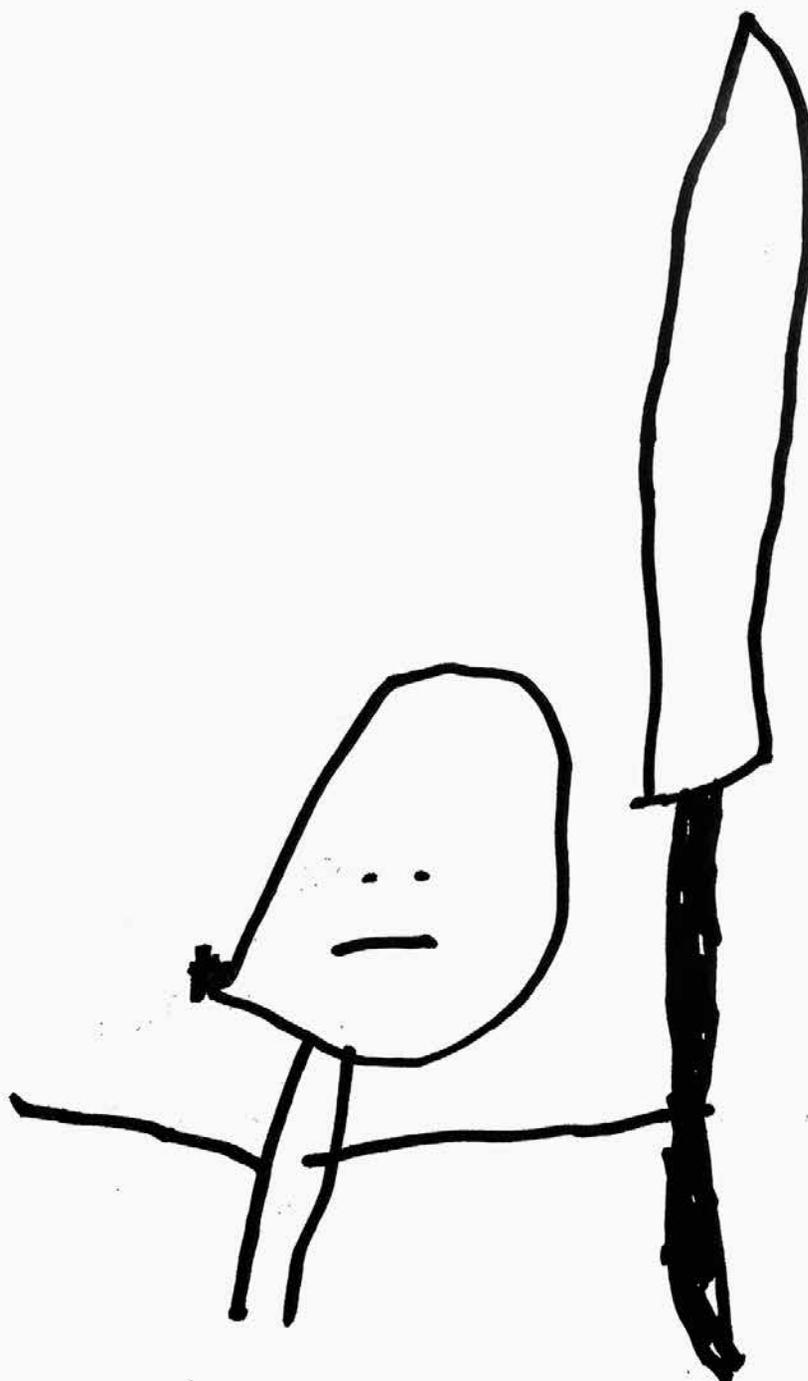
Abhörgerät des Staates. «Ungeachtet der Art und Weise, wie Informationen beschafft werden, werden sie zusammen mit geheimen Daten verarbeitet», sagt der Kriminologe Sabir. Was ein Lehrer den «Prevent»-Beamten über einen Schüler erzählt, hat also den gleichen Stellenwert wie das Transkript eines abgehörten Telefongesprächs.

Das Innenministerium meint auf Anfrage, dass alle Meldungen registriert würden, die Polizei jedoch keine Angaben mache, wie lange eine Information in den Akten liegt. «Ein solches Gefühl der Überwachung führt zu Angst», meint Sabir. «Die Leute kontrollieren ihre Gedanken und Aussagen. Sie hüten sich, am Freitagabend in der Moschee ein Gespräch über den bewaffneten Kampf in Syrien zu führen, weil diese Information an den Staat weitergeleitet werden könnte – auch wenn sie keinerlei kriminellen Inhalt hat.»

weiter auf Seite 13 ►

Diese Zeichnung brachte Abduls Familie unter Terrorverdacht.

ILLUSTRATION: ZVG





Unglaubliche Geschichte: Joseph Gordon-Levitt als Snowden.

FOTO: © PATHÉ FILMS

Überwachung

Oliver Stones Film über Whistleblower Edward Snowden liefert diesen Freitag Anlass für eine Podiumsdiskussion.

Geheimnisverräter Snowden glänzt auf der Leinwand

von Gabriel Brönnimann

Dem **D**em **E**nfant terrible Oliver Stone ist kein Eisen zu heiss: Dank seines Films «JFK» (1991) dürften kommende Generationen Dinge glauben, für die es keinerlei Belege gibt. Darunter auch die Behauptung, Präsident Lyndon B. Johnson sei an einer Verschwörung beteiligt gewesen, John F. Kennedy zu ermorden.

Nun hat sich Stone – seit Jahren unkritischer Wikileaks- und Putin-Fan – des Falles von Whistleblower Edward Snowden angenommen. Man darf gespannt sein: Wie würde der Mann mit diesem Stoff umgehen? Er, der mit seinen grössten Hits

immer unangenehme Wahrheiten in Frage stellt, es dabei aber selbst mit den Fakten nicht allzu genau nimmt?

Schnell wird klar: Stone geht vorsichtig mit dem Snowden-Stoff um. Ihm gelingt dabei Erstaunliches: Ein komplexes Thema, das normalerweise eher technik- und politikaffine Menschen bewegt, wird zum packenden Hollywood-Drama.

Wir lernen Snowden (insgesamt sehr überzeugend gespielt von Joseph Gordon-Levitt) in hektischen, kritischen Stunden kennen: 2013, untergetaucht in Hong Kong, mit gestohlenen Daten der National Security Agency NSA.

Ein kleines Team von Journalisten – und damit auch wir Kino-Zuschauer – hört

seiner unglaublichen Geschichte zu. Und die Zeit drängt: Die Daten, die Snowden besitzt, sind so heiss, dass die Leute bei ihm im Zimmer seine letzte Hoffnung sind. Diese Geschichte muss raus. Viel Zeit hat er nicht. Man ist ihm auf den Fersen.

Was folgt, ist die maximal ausgeschmückte Version der Snowden-Saga: Der junge Republikaner als verhinderter Top-Soldat, als Super-Genie, als Super-Programmierer, knapp verhinderter Top-Spion und als wichtiger Insider sowohl im Geheimdienst CIA als auch bei der NSA mit einem Draht nach «ganz oben».

Dem Film Snowden gelingt es nicht nur wie dem echten System-Administrator Snowden, eine Sammlung von Dokumenten anzulegen, die das Ausmass des NSA-Spionage-Skandals sichtbar werden lassen: Er erhält seine Informationen auch mündlich, ist mittendrin statt nur dabei im Zentrum der Macht.

Freihändig mit den Fakten

Dabei vermischt Oliver Stone geschickt verschiedene Facetten der globalen Internet-Überwachung: Das Ausspähen der Privatsphäre thematisiert er anhand der Liebesbeziehung zwischen Snowden und Lindsay Mills – und es geht bis zum Ausspähen von Mobiltelefonen von mutmasslichen Terroristen.

Die haben allerdings keinen langen Auftritt, kurz danach werden sie – von der NSA-Zentrale aus live am Bildschirm zu beobachten – von Drohnen-Angriffen zerfetzt. Tote Zivilisten inklusive. Und das alles erst noch mit einer Software, die der Film-Snowden ursprünglich für friedliche Zwecke geschrieben hatte.

Letzteres Beispiel scheint Stone frei erfunden zu haben, jedenfalls in Verbindung mit Edward Snowden. Er konnte es einmal mehr nicht lassen, mit Fakten freihändig umzugehen. Was genauso unnötig wie schade ist: Die Snowden-Leaks bieten auch ohne Erfindungen genügend Sprengstoff für eine erstklassige Hollywood-Dramatisierung.

Dennoch ist «Snowden» insgesamt kein «JFK», hält sich mehrheitlich an verbürgte Begebenheiten. Der Film schafft es trotz des ernsten Themas zu unterhalten: Er ist Polit- und Medien-Krimi, Liebesdrama und Agenten-Thriller in einem. Ein politisches Produkt aus der Traumfabrik, aber ein durchaus sehenswertes.

tageswoche.ch/+riob4

Das Pathé Küchlin 1 zeigt «Snowden» am Freitag, 7. Oktober, um 17.45 Uhr (englisch mit deutschen Untertiteln). Nach dem Film findet ein Podiumsgespräch mit Marcel Bosonnet, dem Schweizer Rechtsanwalt von Edward Snowden, sowie Patrick Walder von Amnesty International Schweiz statt.

► Auf diese Weise werden die alltäglichsten Handlungen suspekt. Ruhab Farooq erzählt von einer Mutter, die Angst hat, wenn ihre Kinder beim Einkaufen die Zutaten eines Produkts prüfen und – falls es Alkohol oder Gelatine enthält – sagen: «Das können wir nicht essen, das ist haram.» – «Ich habe von vielen Eltern gehört, die ihre Kinder so zensieren und sie anhalten, ihre religiösen Ansichten für sich zu behalten», sagt Farooq. Auch politische Überzeugungen müssen kaschiert werden, wenn sie als unpatriotisch interpretiert werden können.

«Es ist durchaus möglich, dass ich die Regierung nicht mag und dennoch Britin bin», sagt Farooq. «Aber uns wird dieser Gegensatz verweigert. Patriotismus allein reicht nicht – wir müssen hurrapatriotisch sein. Wir müssen beweisen, dass wir britisch sind.» Wenn sie ihre Verwandten in Pakistan besuche, habe niemand das Gefühl, sie sei Pakistanerin. «Sobald ich in ein Flugzeug steige, merke ich, wie britisch ich bin – ich lästere etwa über Leute, die sich nicht in die Schlange stellen. Aber wie Tausende Muslime lebe ich in einer Gesellschaft, die von mir konstant verlangt, meine Britishness unter Beweis zu stellen.»

Unter Umständen kann «Prevent» dazu führen, dass Bürger in die Hände von Extremisten getrieben werden.

Die ständige Überwachung der muslimischen Minderheit führt zu einem Gefühl der Machtlosigkeit, zu Angst und Paranoia – und das könne gefährlich sein, sagt Kriminologe Sabir: «Die Marginalisierung und Exklusion führten zu Wut und machen es leichter, die Leute davon zu überzeugen, dass das gegenwärtige System nicht funktioniert und durch ein anderes ersetzt werden muss, wenn nötig mit Gewalt.» Unter Umständen kann also gerade dieses Programm dazu führen, dass Bürger in die Hände von Extremisten getrieben werden.

Widerstand gegen «Prevent» wächst

Genau diese Kritik erhob auch Maina Kiai, Uno-Sonderberichterstatter für das Recht auf Versammlungsfreiheit, nachdem er Grossbritannien im April besucht hatte: Indem Teile der Bevölkerung stigmatisiert würden, könne Extremismus gefördert anstatt verhindert werden, sagte Kiai.

Eine wachsende Zahl von Politikern, Interessengruppen und Experten in Grossbritannien schliesst sich dieser Einschätzung an – der Widerstand gegen die «Prevent»-Strategie nimmt laufend zu. Die Liberaldemokraten haben sich beim diesjährigen Parteitag für eine

Abschaffung des Programms ausgesprochen, und der parteiübergreifende Parlamentsausschuss für Menschenrechte forderte die Regierung im Juli auf, «Prevent» zu überdenken. Im vergangenen Monat unterzeichneten 140 Akademikerinnen und Akademiker einen offenen Brief, in dem sie ebenfalls für eine Revision des Anti-Terror-Programms plädieren.

Ist Tanzen okay?

Sonia Qassim weiss noch immer nicht, ob der Gurken-Vorfall Konsequenzen haben wird für ihren Sohn. Sie ist vorsichtig geworden, sieht schnell Gefahr, wo es keine gibt. Einmal sagte ihr die Kindergärtnerin, dass Abdul gern tanze. «Ich dachte: Was bedeutet das?», erzählt Qassim. «Ist das ein Problem? Die Gurke bereitete mir so viele Schwierigkeiten, dass ich mich fragte, was für einen Strick sie mir aus einer Vorliebe fürs Tanzen drehen können.»

Sie fragte Ruhab Farooq, was die Kindergärtnerin damit wohl sagen wolle, und die Sozialarbeiterin antwortete: «Wahrscheinlich will sie damit einfach sagen, dass er gerne tanzt.»

tageswoche.ch/+4uruh

×



Ob Nachrichtendienste, Arbeitgeber oder Krankenkassen: Der Überwachungs- und Kontrollwahn sollte uns auch in der Schweiz weit mehr alarmieren, als er es tut.

“

Die spinnen, die Briten. Und erst die Japaner. Und die Amis sowieso! Kindergärtnerinnen, die als Staats-Spitzel Kinderzeichnungen interpretieren, Kids verhören und Familien zu Terrorverdächtigen machen, totale Überwachung und Steuerung aller Bürger zur Profitmaximierung am Arbeitsplatz: Was unlängst noch als düstere Science-Fiction-Story durchging, ist nun Realität.

Man mag dazu neigen, solche Geschichten kopfschüttelnd wegzuklicken. Doch Kontrollmechanismen dringen in immer mehr Lebensbereiche ein und haben ein bedrohliches Ausmass erreicht. Auch in Gesellschaften, die offiziell als liberale rechtsstaatliche Demokratien gelten.

Der Irrsinn macht sich auch bei uns breit. Und das nicht nur, weil wir mit dem NDG-Ja staatliche Überwachungsmöglichkeiten demokratisch legitimiert haben, die schon rein juristisch viele rote Linien überschreiten.

Grosser Wahnsinn im Kleinen

Neu locken auch Schweizer Krankenkassen Kunden mit Prämienrabatten bei Zusatzversicherungen. Der Deal ist simpel: Versicherte übermitteln der Kasse die Daten ihrer digitalen Fitness-Tracker. Gehen sie pro Tag mindestens 10 000 Schritte, sparen sie ein paar Franken Prämie im Monat.

Die Diagnose des Psychoanalytikers und Autors Peter Schneider auf Twitter: «Wer für 4 Franken fuffzig Rabatt täglich 10 000 Schritte geht, ist bekloppt, liebe Leute». Zum Schreien. Aber bekloppt ist schon das System selbst. Für die Kassen ist es nur ein erster Schritt: Das erklärte Zwischenziel ist ein Angriff auf die Grundversicherung – auch hier sollen diejenigen mehr bezahlen, die sich nicht ausspionieren lassen und gewisse körperliche Anforderungen nicht erfüllen.

Wohin das führen kann, das zeigt ein Blick ins Ausland. Grossbritanniens Gesundheitsminister Jeremy Hunt verkündete im September, sein Ministerium plane direkte Schnittstellen zwischen Fitness-Apps privater Firmen und dem staatlichen Gesundheitsdienst.

In den USA ist es bereits gang und gäbe, dass Firmen ihre Mitarbeiter mit Fitness- und anderen Trackern überwachen.



Gabriel Brönnimann ist Leiter Region der TagesWoche.
tageswoche.ch/+ifswa

Auch Facebook soll bald ins Mitarbeiter-Überwachungs-Business einsteigen: Der kostenpflichtige Dienst «Facebook at work» soll den Firmen die Möglichkeit bieten, festzustellen, «wie glücklich die Mitarbeiter sind und was sie von bestimmten firmeninternen Themen denken».

Aber wie sollen wir konzentriert arbeiten können, wenn wir nie wissen, ob der Nachwuchs sich und uns nicht gerade in Schwierigkeiten bringt? Es sind nicht nur englische Kinder die ihre Familie mit Gurken-Zeichnungen in mutmassliche Terroristen verwandeln können. Im September 2015 bat die Thurgauer Kantonspolizei Behörden, Schulen und Jugendorganisationen, «auffälliges Erscheinen oder Verhalten vornehmlich von Jugendlichen und jungen Erwachsenen frühzeitig Ihrem Polizeiposten zu melden».

Jugendliche, die sich für den Islam interessieren, sollen im Thurgau der Polizei gemeldet werden.

Eine Aufforderung zum Denunziantentum an unqualifizierte Behördenmitglieder und Bürger, die auf Jugendliche abzielte, auf die Kriterien wie «plötzlicher Abbruch der Lehre», «Rückzug aus dem sozialen Umfeld» oder «plötzliche Sympathiebekundungen für den Islam» zutreffen. Richtig gelesen: Im Thurgau werden Jugendliche bespitzelt und bei der Polizei gemeldet, wenn sie sich für die – offenbar falsche – Religion interessieren sollten.

Die Schweiz macht damit auf kantonaler Ebene die gleichen Fehler, die Grossbritannien auf nationaler Ebene seit Jahren macht: Die «Prevent»-Strategie – die

zum Gurken-Fall geführt hat, weil sie alle Erzieher anhält, «Verdächtiges» der Terror-Melde-Stelle mitzuteilen – spaltet und wiegelt auf, statt zu verhindern. Das Verhältnis zwischen den Religionen habe sich seit der Implementierung verschlechtert, die Strategie selbst wirkt laut Experten gar «kontraproduktiv». Trotzdem hält die konservative Regierung eisern an ihr fest.

Der totale Wahnsinn

Der italienische Philosoph Giorgio Agamben sprach in einer Vorlesung im Jahr 2013 von einer fatalen, epochalen Umkehr der Idee von «Regierung» in liberalen Demokratien, die die «traditionelle Hierarchie zwischen Ursachen und Wirkung umgestürzt hat»: «Wir müssen erkennen, dass es europäische Regierungen heute aufgegeben haben, irgendwelche Ursachen zu kontrollieren, sie wollen bloss die Folgen im Griff haben.»

Agamben hielt weiter fest: «Wenn eine Regierung darauf abzielt, die Effekte, und nicht die Ursachen zu lenken, wird sie Kontrollmechanismen erweitern und multiplizieren müssen. Ursachen verlangen danach, erkannt zu werden, während Folgen nur beobachtet und gelenkt werden können.»

Wenig erstaunlich, dass diejenigen, die beim Aufdecken von Missständen erappt werden – gerade wenn diese Missstände Überwachung an sich betreffen – besonders hart verfolgt werden. Für Whistleblower ist in diesem System kein Platz, erhält doch die Öffentlichkeit durch ihre Enthüllungen – wie im Fall Edward Snowden – einen Einblick in die Wirkungsweise des Überwachungsapparats.

In der Schweiz sind Whistleblower rechtlich nicht explizit geschützt. Dabei sollte man die Warnungen von Agamben nicht auf die leichte Schulter nehmen: Seine Hypothese besagt nichts weniger, als dass sich angeblich liberale Demokratien, die sich mit Dauer-Symptom-Bekämpfung und Dauer-Kontrollmechanismen «unter das Zeichen der Sicherheit stellen, die Domäne der Politik verlassen haben».

Laut Agamben ist damit nichts weniger als die liberale, rechtsstaatliche Demokratie an sich in ihren Grundfesten bedroht. Auch das ist keine Science-Fiction – sondern ein realistisches Szenario. ×

”



WEN WÄHLEN SIE?



GROSSE WAHLUMFRAGE – TEIL 2

Machen Sie mit bei Runde zwei der grossen Wahlumfrage der TagesWoche und der «bz Basel». Wer bleibt und wer kommt am 23. Oktober 2016 an die Macht in Basel? Sie haben es in der Hand.



Gibt es in Basel eine politische Veränderung? Wählen die Bürgerinnen und Bürger mehr rechts – und erstmals einen Kandidaten der SVP in den Regierungsrat? Alles scheint möglich, wie der erste Teil der Umfrage von TagesWoche und «bz Basel» zeigte. Die linke Mehrheit im Regierungsrat steht auf wackligen Beinen und im Grossen Rat kommt es zu einem Rechtsrutsch. Das hat die erste Runde der Wahlumfrage erge-

ben. Aber hat sich seit Ende August etwas an den Wahlabsichten der Stimmberechtigten geändert? Werden Sie anders wählen? Oder gleich? Oder haben Sie schon genug vom Kampf um die politischen Ämter und verzichten ganz auf den Gang zur Urne? Und wie werden Sie stimmen? Wir wollen es wissen: Ihre Stimme zählt! Hier gehts zur Umfrage: www.tageswoche.ch/+obce0

Sollten Sie etwas Entscheidungshilfe brauchen: Hier können Sie den Smartvote-Fragebogen ausfüllen und Kandidatinnen und Kandidaten finden, die politisch zu Ihnen passen: www.tageswoche.ch/wahlen2016/

Die Umfrage von TagesWoche und «bz Basel» wird vom Institut Sotomo durchgeführt. Persönliche Daten werden keine gespeichert. Das Hinterlassen einer E-Mail-Adresse ist freiwillig.

Die Parteien schicken Kandidaten mit Migrationshintergrund ins Rennen um Grossratsitze – nicht zuletzt, um neue Wählerschichten zu erschliessen.

Jeder fünfte Wahlberechtigte hat einen Migrationshintergrund

von Jeremias Schulthess

Die Zahl der Grossratskandidaten mit Migrationshintergrund nimmt leicht zu, wie eine Umfrage der TagesWoche unter den Parteien zeigt.

Bei der SP gibt es 14 Kandidierende, die aktiv auf ihren Migrationshintergrund verweisen; vier mehr als 2012. Bei der FDP sei die Zahl dieser Kandidatinnen und Kandidaten leicht gestiegen, schreibt Luca Urgese, Präsident der Basler FDP. Beim Grünen Bündnis und bei den Grünliberalen bewegen sich die Zahlen wie vor vier Jahren auf hohem Niveau (Grüne elf Kandidaten, Grünliberale sechs). Die SVP stellt einen Kandidaten mit Migrationshintergrund.

Die anderen Parteien geben an, dass sie über die Herkunft ihrer Kandidaten nicht Buch führten. Sie tun sich schwer mit dem Begriff Migrationshintergrund. Denn die Kandidatinnen und Kandidaten müssten ohnehin einen Schweizer Pass besitzen, um für den Grossen Rat zu kandidieren.

Wer einen Migrationshintergrund hat und wer nicht, werde bei der CVP nicht erfasst, schreibt der Geschäftsführer der Partei. Die LDP schreibt: «Wir betrachten alle Kandidatinnen und Kandidaten gleich und unterscheiden mit und ohne Migrationshintergrund nicht.»

Dass Personen, die seit einer, zwei oder drei Generationen in der Schweiz leben, im Wahlkampf entscheidend sein können, zeigt ein Blick auf die Einbürgerungstatistik. Seit 1990 wurden in Basel-Stadt rund 20 000 Personen eingebürgert. Das sind fast 20 Prozent der Stimmberechtigten im Kanton.

Nach Ländern kommt die grösste Gruppe der eingebürgerten Personen aus dem ehemaligen Jugoslawien (6430), an zweiter Stelle liegt die Türkei (5261).

Albanische Community und die SP

Dass sich gerade linke Parteien um diese Wählersegmente bemühen, liege auf der Hand, sagt der Politologe Mark Balsiger. Aber auch andere Parteien wie die CVP gingen diese Wählerschicht gezielt an. «Die grosse Zahl von Zugewanderten, die einen Schweizer Pass besitzen und sich kulturell in verschiedenen Umfeldern

bewegen, können von Kandidaten mit Migrationshintergrund bei Wahlen eher abgeholt werden», sagt Balsiger.

Nach diesem Schema rekrutierte die SP im Februar eine albanische Gruppierung, aus der zwei Kandidierende nun für den Grossen Rat antreten. Almedina Maliqi erzählt: «Ein Parteimitglied kam auf uns zu und fragte, ob wir für die SP kandidieren wollten. Ich sagte zu, weil ich so etwas bewegen kann.»

Für sie sei es viel leichter, Stimmberechtigte aus der albanischen Community zur Urne zu bewegen. «Wenn ich meinen Bekannten oder auch Leuten auf der Strasse auf Albanisch erkläre, wie wichtig es ist, politisch etwas zu tun, gehen diese Personen eher wählen, als wenn sie eine Wahlbroschüre auf Deutsch lesen.»

Sie sehe sich indes nicht als Alibi-Kandidatin, die für die Partei Wählerstimmen akquiriere, sagt Maliqi. «Mir ist bewusst, dass es bei der ersten Kandidatur schwierig wird, den Sprung in den Grossen Rat zu schaffen. Mit meiner Kandidatur sehe

ich einfach die Möglichkeit, etwas zu bewirken und vielleicht in der Zukunft gewählt zu werden.»

SP-Parteisekretärin Livia Diem sagt, die beiden Kandidierenden mit albanischem Migrationshintergrund seien «ein besonderer Erfolg» – gerade auch, weil es in Basel «eine sehr grosse albanischsprachige Bevölkerungsgruppe» gebe.

Andere Kandidaten stört es, wenn man ihren Migrationshintergrund hervorhebt. Mahir Kabakci, der ebenfalls für die SP kandidiert, sagt, er fühle sich eigentlich nicht, als habe er einen Migrationshintergrund. «Das Einzige, was auf meine Herkunft hindeutet, ist mein Name.» Für ihn zähle nur, dass er in der Stadt, in der er aufgewachsen ist, mitreden könne.

Basel-Stadt als «Musterkanton»

Für Rupan Sivaganesan, der die nationale Secondo-Organisation «Gewählte Stimme» koordiniert, gilt Basel-Stadt als «Musterkanton, was die Partizipation von Migrantinnen und Migranten angeht». Der Zuger SP-Kantonsrat sagt, mittels Integration von Migrantinnen und Migranten biete sich das «Potenzial für mehr Demokratie».

Sivaganesan warnt jedoch davor, dass Kandidierende mit Migrationshintergrund als Alibi-Kandidaten missbraucht würden. «Sie sollten eine echte Chance erhalten, in die Politik einzusteigen.»

Dass es mit der Wahl durchaus klappen kann, beweisen die sechs Grossräte mit türkisch-kurdischem Hintergrund, die bereits heute im Basler Kantonsparlament sitzen.

tageswoche.ch/+qzodd

×

Migranten: Rohat Kanat (SP), Abraham Sandeep (CVP) und Almedina Maliqi (SP).





Zwei Mal in acht Jahren haben die Regierung und der Grosse Rat Steuern gesenkt. Und auf den zweiten folgt jetzt der dritte Teil der Unternehmenssteuerreform. Ein Rückblick.

Die Steuerpakete der rot-grünen Regierung

Auch Familien freuen sich. Bei den Steuerpaketen der letzten acht Jahre war für alle etwas dabei.

FOTO: ISTOCK



von Dominique Spirgi

Das Thema stand bei der Wählerumfrage der TagesWoche und der «bz Basel» nicht zuoberst auf der Liste der brennenden Probleme. Trotzdem empfinden immerhin 60 Prozent der Teilnehmenden die Steuern in Basel-Stadt als zu hoch.

Kein Wunder liefert das Thema im aktuellen Wahlkampf Zündstoff. Während die bürgerlichen Herausforderer der rot-grün dominierten Regierung vorwerfen, den Mittelstand mit zu hohen Steuern auszubluten, verweist die Vorsteherin des Finanzdepartements, Eva Herzog, regelmässig auf die Steuersenkungs-Pakete, welche die aktuelle Exekutive in den vergangenen acht Jahren lanciert hat und zum Teil auch gegen die eigene Überzeugung durchsetzen musste:

Steuerpaket 2008: Umstellung auf zweistufiges Flatrate-System

Mit dem Steuerpaket 2008 wurde das Basler Steuersystem erstmals seit Jahrzehnten kräftig umgebaut: Auffälligste Neuerung war die Abkehr vom progressiven Steuertarif – Steuerprogression bedeutet, dass höhere Einkommen stufenweise mit einem jeweils höheren Satz besteuert werden.

Neu eingeführt wurde ein zweistufiges Flatrate-System mit jeweils einheitlichen Steuersätzen:

- Die erste Tarifstufe gilt für Einzelpersonen mit einem steuerbaren Einkommen bis 200 000 Franken und für Ehepaare sowie Alleinerziehende mit einem Einkommen bis 400 000 Franken. Für sie wurde der Steuersatz auf 23,5 Prozent festgelegt.
- Für Einwohner mit einem höheren Einkommen wurde der Steuersatz auf 26 Prozent festgelegt.

Gleichzeitig wurden die Sozialabzüge spürbar erhöht, so dass das Existenzminimum neu von den Steuern befreit wurde. Durch die höheren Sozialabzüge blieb ein Stück Steuerprogression also zumindest indirekt bestehen.

Das Steuerpaket führte zu einer Steuerentlastung von durchschnittlich zehn Prozent. Besonders spürbar wurden diese Erleichterungen für Steuerpflichtige mit niedrigen bis mittleren Einkommen, aber auch für Grossverdiener mit einem steuerbaren Einkommen über 250 000 Franken. Für letztere sank der Steuersatz von 30 auf 26 Prozent deutlich.

Entlastet wurden gleichzeitig auch die Firmen im Kanton. Namentlich wurde der maximale Gewinnsteuersatz von 24,5 auf 22 Prozent gesenkt. Kurze Zeit später folgte eine weitere Reduktion auf 21 Prozent.

Das Steuerpaket 2008 hatte logischerweise Einnahmehausfälle für den Kanton zur Folge: minus 100 Millionen Franken

bei den Einkommenssteuern und minus 50 Millionen bei den Gewinnsteuern.

Das Steuerpaket 2008 war ein Alternativvorschlag der Regierung zu zwei Volksinitiativen. Die SVP hatte mit ihrer Initiative eine Steuerreduktion von zehn Prozent verlangt – eine Forderung, die erfüllt werden konnte. Nicht direkt erfüllt wurde die Forderung der CVP-Initiative, die den vollständigen Abzug der Krankenkassenprämien von den Steuern einführen wollte. Die CVP hat ihre Initiative jüngst wieder neu lanciert.

Steuerpaket 2010 mit weiteren Erleichterungen

2010 beschloss der Grosse Rat auf Antrag seiner Wirtschafts- und Abgabekommission ein weiteres Steuerpaket. Dieses war wiederum ein Alternativvorschlag zu zwei weitergehenden Initiativen aus dem bürgerlichen Lager:

- Der Steuersatz für Einkommen bis 200 000 Franken (Einzelpersonen) oder bis 400 000 Franken (Ehepaare) wurde stufenweise von 23,5 auf 22,25 Prozent gesenkt. Dies trotz des anfänglichen Widerstands von Finanzdirektorin Eva Herzog.
- Gesenkt wurden auch die maximalen Gewinnsteuern für Kapitalgesellschaften und Genossenschaften: in zwei Etappen von 21 auf 20 Prozent. Eine weitere, von der rot-grünen Regierung vorgeschlagene Senkung der Gewinnsteuern auf 18 Prozent scheiterte 2012 in einer Volksabstimmung knapp.
- Als Drittes wurde neu auch in das System der Vermögenssteuern eingegriffen. Konkret wurde der steuerbefreite Betrag um die Hälfte erhöht. In absoluten Zahlen stieg der Freibetrag für Einzelpersonen von 50 000 auf 75 000 Franken und für Verheiratete von 100 000 auf 150 000 Franken. Von 75 000 auf 150 000 Franken verdoppelt wurde überdies der zusätzliche Freibetrag für jedes minderjährige Kind.

Basel-Stadt verlor durch das Steuerpaket 2010 weitere Steuereinnahmen in der Höhe von 107 Millionen Franken.

Unternehmenssteuerreform III mit flankierenden Massnahmen

Anfang September stellte das Finanzdepartement die Massnahmen zur Umsetzung der Unternehmenssteuerreform III vor. Im Zentrum dieser Reform steht eine Senkung der Gewinnsteuern auf 13 Prozent. Weitere Privilegien – etwa die Patentbox – dazugerechnet, kann der Satz sogar auf ein Minimum von 11 Prozent fallen.

Die Regierung will aber auch die natürlichen Personen, sprich die steuerzahlende Bevölkerung, profitieren lassen:

- So soll der Steuer-Freibetrag für natürliche Personen erhöht werden. Für Ein-

zelpersonen um 1000 Franken, für Alleinerziehende um 1500 und für Ehepaare um 2000 Franken (der aktuelle Freibetrag beläuft sich auf 35 000 Franken für Ehepaare, 28 000 Franken für Alleinerziehende und 18 000 Franken für alle übrigen Personen). Das führt zu einer Netto-Ersparnis von 222 Franken für Singles, 334 Franken für Alleinerziehende und 445 Franken für Verheiratete.

- Die Kinder- und Ausbildungszulagen sollen um 100 Franken erhöht werden. Von 200 auf 300 Franken (Kinderzulagen), respektive von 250 auf 350 (Ausbildungszulagen). Das kostet die Unternehmen etwas, die aber unter dem Strich nach wie vor stark von der Reform profitieren.
- Für die Verbilligung der Krankenkassenprämien sollen zusätzliche zehn Millionen Franken bereitgestellt werden. Damit mehr Personen aus dem Mittelstand von Prämienverbilligungen profitieren, soll die Einkommensgrenze für den Bezug erhöht werden.

Für den Kanton bedeutet das Massnahmenpaket unter dem Strich ein Minus von 140 Millionen Franken.

Wann und ob diese Massnahmen überhaupt umgesetzt werden, ist noch nicht endgültig klar. Auf Bundesebene haben Parteien aus dem linken und grünen Spektrum Unterschriften für ein Referendum gegen den Bundesbeschluss angekündigt, auf dem die vorgeschlagenen Basler Massnahmen beruhen.

Weitere (un)freiwillige Steuersenkungen

Teure Folgen für Basel-Stadt hatte die Unternehmenssteuerreform II aus dem Jahr 2009. Sie hatte eine tiefere Besteuerung von Dividenden und einen Rückgang der Zahl der Selbstständigerwerbenden zur Folge, weil viele von ihnen aus Steuergründen eigene Gesellschaften gründeten. Dem Kanton entgingen dadurch Steuereinnahmen von rund 70 Millionen Franken.

Weniger ins Gewicht fielen weitere neue Massnahmen wie der Alleinerziehenderabzug, der Fahrkostenabzug oder der Abzug von Weiterbildungskosten. Sie sorgten für Mindereinnahmen im Umfang von zwei Millionen Franken bei den Einkommenssteuern und 1,5 Millionen bei der Vermögenssteuer.

tageswoche.ch/+wsvt4 ×

ANZEIGE

FENSTERABDICHTUNG

Montage: vor Ort im Montagewagen

- Energiesparend (ca. 25%)
- Lärmdämmend (ca. 50%)
- Umweltschonend
- Kostenbewusst

wir sind spezialisiert...

Reissen Sie Ihre Fenster und Türen nicht heraus, wir sanieren sie!

F+T Fensterabdichtung GmbH
Eptingerstrasse 48, 4132 Muttenz
Tel. 061 763 04 70
www.fensterabdichtung.ch



«Sachpolitik statt Parteipolitik.» Die Basler Liberos Francesca Giardina und Christoph Collins.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER

Politbewegung

Die zwei Co-Präsidenten der neu gegründeten Basler Sektion wollen das Image eines Jungakademiker-Clubs loswerden.

Operation Libero jetzt auch in Basel

von Michel Schultheiss

Sie wurde als die politische Sensation des Jahres gefeiert. Zwar besteht die Gruppierung Operation Libero schon seit 2014, doch mit der Mobilisierung für ein Nein zur Durchsetzungsinitiative (DSI) geriet sie zum ersten Mal ins Rampenlicht. Besonders ihr Gesicht, die Co-Präsidentin Flavia

Kleiner, erreichte über Nacht nationale Bekanntheit.

Seit dieser Woche sind die Liberos auch offiziell in Basel aktiv. Das Präsidium teilen sich Francesca Giardina (28) und Christoph Collins (42). Es sei höchste Zeit, dass die Bewegung auch in Basel Fuss fasse – denn sie passe sehr gut in diese Region.

Die zwei Co-Präsidenten haben unterschiedliche Hintergründe: Francesca

Giardina arbeitet nach einem Bachelor-Abschluss in Multimediaproduktion als Freelancerin auf diesem Gebiet und studiert Geschichte und Soziologie in Basel. Christoph Collins ist als Sozialpädagoge und Unternehmer tätig. Er leitet in Therwil mit seiner Frau ein Kinderheim.

Für Operation Libero haute er als «Online-Warrior» in die Tasten. Was martialisch klingt, ist ein Grundsatz der Grup-

pe: «Wir möchten uns in den Social Media mit den Leuten auseinandersetzen», sagt Collins. Als Beispiel nennt er die Verwirrung vor der Abstimmung über die Asylgesetzrevision: Es sei ihm darum gegangen, etwa auf Facebook einmal die Fakten zusammenzutragen, damit sich Leute eine Meinung bilden. «Operation Libero macht Sachpolitik statt Parteipolitik», erklärt der Basler Co-Präsident. «Uns kann man nicht in eine Schublade stecken».

Entsprechend möchte die Gruppe Leute aus verschiedenen Parteien ansprechen. Zwei Mitglieder der Basler Sektion sind aus der Lokalpolitik bekannt: Grossratskandidat Elias Schäfer (FDP) und Christian Mueller von der Kleinstpartei «Freistaat Unteres Kleinbasel» (FUK), der für Regierungsrat und Regierungspräsidium kandidiert. Giardina hält fest, dass sich die Gruppe nicht innerhalb des politischen Establishments, sondern als Ergänzung dazu sehe. Übergeordnet sei die Vision einer «zukunftsorientierten, offenen, wirtschafts- und gesellschaftsliberalen Schweiz», in der es Platz für alle Lebensentwürfe haben soll.

Kritiker haben der Bewegung elitäres Gebaren vorgeworfen. Ist «Operation Libero» eine Domäne von urbanen Jungakademikern der Generation Y? Diesen Vorwurf bestreiten die beiden. «Wir sind nicht einfach ein Studentenhaufen», sagt

Christoph Collins, der sich von seinem Werdegang – ursprünglich war er als Maschinen- und Küchenbauer tätig – schon mal nicht zu dieser Gruppe zählt.

Gesellschaftlich steuern die Liberos gegen die Nationalkonservativen.

Mit dem Nein zu «AHVplus» stiessen sie die Linken vor den Kopf.

Wichtige Basler Themen für die frischgebackene Sektion könnten die Migration, die Dreiländerecksituation sowie die Zusammenarbeit mit den Nachbarn sein. Alte Zöpfe wie die Rivalität mit Zürich oder den ewigen Zwist zwischen den beiden Halbkantonen will man hinter sich lassen. Die Gruppe möchte den Kantönliche Geist überwinden. Von den acht Vorstandsmitgliedern stammen dementsprechend vier aus dem Baselbiet.

Wie ein Blick auf die Website verrät, hat Operation Libero ihren Aktionsradius erweitert. Nun möchte die Bewegung die im August eingereichte SVP-Initiative «Landesrecht vor Völkerrecht» bodigen.

Als Protest gegen das Burkaverbot, welches kürzlich im Nationalrat Zustimmung fand, lancierte sie zudem eine Online-Petition. Wie dort zu lesen ist, sei eine Kleiderordnung in der Verfassung «der Gipfel der bürokratischen Anmassung». Aufgerufen wurde auch zu einer Online-Verhüllungsaktion bei Twitter, aber nicht mit Burkas, sondern mit Nonnenhauben, Wrestlermasken und Spaghettisieben – ganz unter dem Motto «mit Selfies gegen Symbolpolitik».

In gesellschafts- und europapolitischen Fragen sowie bei der Migration möchte die Gruppe Gegensteuer zu den Nationalkonservativen geben. Dass bei Sozialpolitik auf Steuergutschriften gesetzt wird oder die Liberalisierung des Fernbusverkehrs zu den Forderungen gehört, dürfte in linken und gewerkschaftlichen Kreisen für Stirnrunzeln sorgen. Dasselbe gilt wohl für die kürzlich beschlossene Nein-Parole zur Initiative AHVplus.

Vielleicht werden Debatten dieser Art auch bald in Basel anstehen: Francesca Giardina betont, es gehe unter anderem darum, bei manchen Themen die Diskussionen zu fördern. Daher möchte der neue Basler Ableger demnächst Stammtischgespräche, Arbeitsgruppen und Podiumsdiskussionen auf die Beine stellen.

tageswoche.ch/+xrhgg

×

ANZEIGE



Ihre Zukunft weist uns den Weg.

Red

bkb.ch

Die neue BKB. Seit 2016.



Basler
Kantonalbank

Kurtaxe

Airbnb-Gäste sollen zahlen

von Jeremias Schulthess

Ein Zimmer für zwei Personen, mitten in der Innenstadt, finden Basel-Besucher bei Airbnb schon für 70 Franken. Die Zahl der Anbieter steigt rapide. Nun will der Kanton den Dienst für Privat-Hotellerie stärker in die Pflicht nehmen und Kurtaxen auch von Airbnb-Gästen einfordern.

Das Amt für Wirtschaft und Arbeit (AWA) sei intern daran, das Gasttaxengesetz zu revidieren, sagt Samuel Hess vom Bereich Wirtschaft. Damit wolle man auch private Beherbergungsbetriebe wie Airbnb in die Pflicht nehmen.

Airbnb soll künftig explizit im Gesetz erwähnt werden, so Hess. Die Gäste müssten dann 3,50 Franken pro Übernachtung ans AWA zahlen, wovon der Grossteil der Einnahmen wie bisher an Basel Tourismus fliesst. Mit der Gasttaxe erhalten die Gäste ein Mobility-Ticket, mit dem sie den öffentlichen Verkehr frei benutzen können.

Die Revision sei jedoch noch nicht final. Man werde sie dem Departementsvorsteher Christoph Brutschin vorlegen, mit der Branche diskutieren und dann dem Regierungsrat und dem Grossen Rat übergeben.

Felix Hauser, der Präsident des Basler Hotelier-Vereins, begrüsst den Vorstoss: «Es ist ein Schritt in Richtung gleich lange respektive kurze Spiesse.» Aber auch in anderen Bereichen sollten sich Airbnb-Anbieter an Hotelbetriebe annähern. Zum Beispiel beim Arbeitsgesetz oder bei Hygiene-Vorschriften.

Verboten oder stärker einschränken will Hauser den Dienst nicht. «Ich finde, dass Airbnb durchaus seine Berechtigung hat. Das zeigt die Nachfrage, die zweifels-ohne da ist.»

In Bern bereits üblich

Welche Auswirkungen dieser Vorstoss haben könnte, zeigt ein Blick nach Bern. Dort hat der Kanton das Reglement für Airbnb-Anbieter verschärft. Sie müssen die Kurtaxe von 4,30 Franken an die Steuerverwaltung entrichten. Tun sie dies nicht, drohen Strafen der Gewerbepolizei.

Mit der Verschärfung sei es gelungen, die Airbnb-Angelegenheit aus einem gesetzlichen Graubereich zu befreien, sagt Moritz Jäggi von der Steuerverwaltung der Stadt Bern. Ausserdem sei anzunehmen, dass damit mehr Anbieter ihre Einnahmen auch für die Steuern deklarierten.

In Basel-Stadt ist es das AWA, das die Kurtaxen eintreibt. Ob der steuerliche Effekt gleich ausfällt, ist deshalb offen.

Wünschbar sei, dass mit der Entrichtung der Kurtaxe langfristig auch Airbnb-Übernachtungen statistisch erfasst würden, sagt Hess vom AWA. Das wäre für die Tourismusförderung interessant.

tageswoche.ch/+9m4pp

Turm der Woche

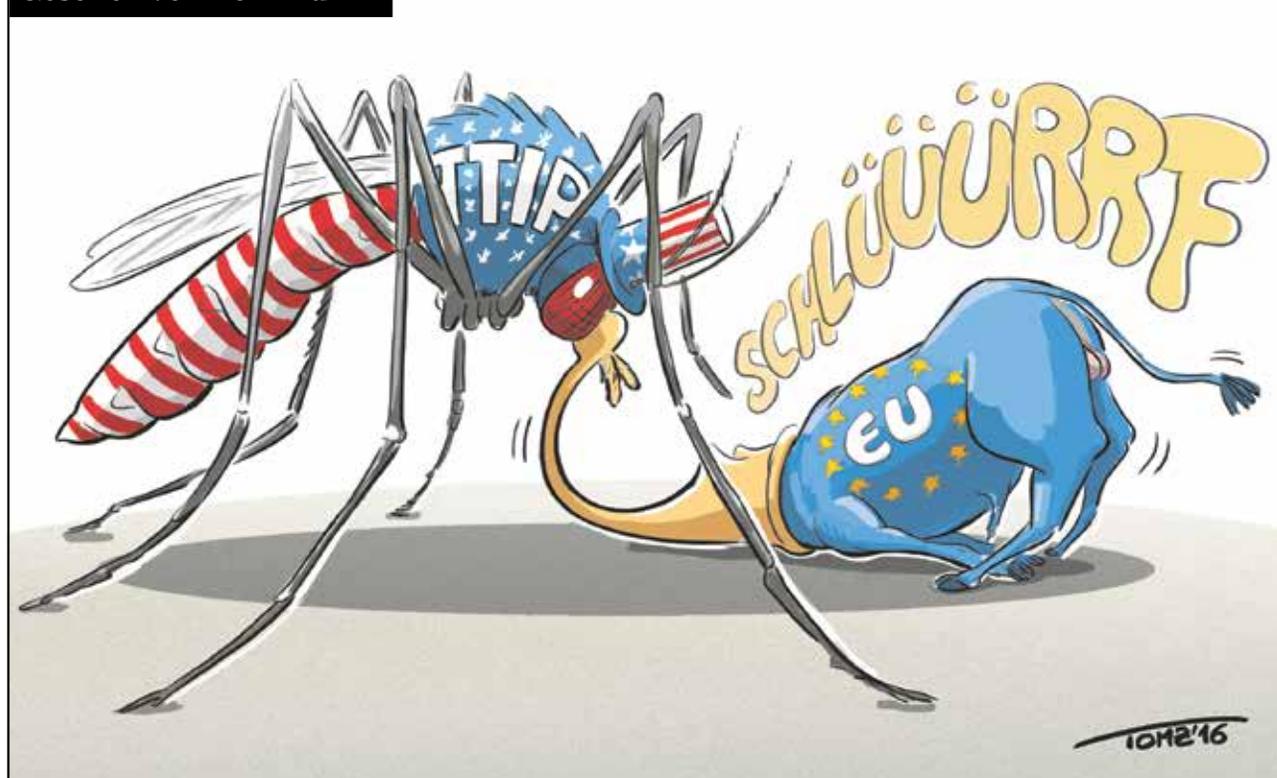
27 Meter mehr

von Yen Duong

Die Roche hat gemäss dem neusten Kantonsblatt das Baugesuch für den 205 Meter hohen Bau 2 eingereicht. Das neue Bürogebäude, das wie Bau 1 (178 Meter) von Herzog & de Meuron stammt, soll auf 50 Geschossen rund 2400 Arbeitsplätze bieten. Der Bezugstermin ist für Mitte 2022 vorgesehen. Der Turm soll rund 550 Millionen Franken kosten.

Der Bau 2 wird zwar die markanteste Veränderung auf dem Roche-Areal sein, stellt aber nicht die grösste Investition dar. Insgesamt will die Roche – trotz angekündigtem Stellenabbau – in den nächsten zehn Jahren drei Milliarden Franken in den Standort Basel investieren.

tageswoche.ch/+fd811

Gesehen von Tom Künzli

Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 41-Jährige wohnt in Bern.

Die «Basler Zeitung» und der «Tages-Anzeiger» gehen auf Kuschelkurs

von Renato Beck

Die «Basler Zeitung» wird zur Übernahme kandidatin fit getrimmt – diesen Eindruck erwecken die jüngsten Vorgänge im Medienhaus am Aeschenschplatz. Nachdem im August eine noch engere Kooperation mit dem Zürcher Medienkonzern Tamedia publik wurde, folgen nun konkrete Schritte.

Die Wirtschaftsressorts halten seit Anfang Oktober gemeinsame Planungssitzungen ab, Artikel beider Redaktionen werden getauscht. Der Austausch wurde seitens der BaZ intern als «Testlauf» angekündigt, Chefredaktor Markus Somm hat diesen aber nach Informationen der TagesWoche zum Anlass genommen, das Ressort kräftig zurückzubauen. Von fünf auf zwei Personen.

Künftig werden demnach noch zwei Redaktoren das Wirtschaftsgeschehen in der Region im Auge haben. Kurt Tschan wird ins Lokalressort zurückversetzt. Zwei weitere verlassen das Unternehmen: Der profilierte Wirtschaftsjournalist Daniel Zulauf schreibt in Zukunft für die «Aargauer Zeitung» statt für die BaZ. Ressortleiter Ruedi Mäder, 2012 von der AZ zur BaZ gewechselt, wird das Haus ebenfalls verlassen.

Austausch im Wirtschaftsressort

Auf den Test-Status des Unterfangens beruft sich auch Christoph Zimmer, Sprecher von Tamedia: «Die beiden Ressorts stimmen gegenseitig die Wirtschafts-Themenplanung ab. Ob der Austausch längerfristig eingeführt wird, ist noch offen. Falls ja, könnten die Leser von einer Vor-Ort-Berichterstattung über den Banken- und Finanzplatz Zürich sowie den Pharma- und Bankenplatz Basel profitieren.»

Ob auch Tamedia die Liaison dazu nutzt, die Kosten zu senken – spricht die Redaktion zu verkleinern – lässt Zimmer offen: «Derzeit handelt es sich erst um einen Test, deshalb können wir diese Frage im Moment nicht beantworten.»

Weniger Zurückhaltung zeigt BaZ-Chefredaktor und -Miteigentümer Markus Somm. Er bestreitet sein Blatt mit immer weniger Personal. Der in Pension gegangene Kulturjournalist Siegfried Schibli wird nicht ersetzt. Um Stellen gerungen wird auch im Sportressort, das zwei Abgänge verzeichnet. Einer der besten Schreiber des Blatts, der langjährige stellvertretende Ressortleiter Andreas W. Schmid, wandert zur «Coop-Zeitung» ab,

zum selben neuen Arbeitgeber zieht es Sportredaktor Fabian Kern.

Auch das Politikressort muss Federn lassen. Somm hat umgeplant. Stärkte er noch vor einem Jahr seine Politikredaktion, um national jene Leser und jenen Einfluss zu gewinnen, die ihm in Basel fehlen, vollzieht er nun eine Kehrtwende und pumpt die Ressourcen zurück ins Lokalressort. Inlandredaktorin Alessandra Paone wurde ebenso ins Lokale zurückbeordert wie Christian Keller, neuerdings Leiter Region.

Das Verhältnis wird inniger

Rundherum nähert sich das rechtskonservative Blatt dem Modell, mit dem Tamedia unter anderem «Berner Zeitung» und «Bund» betreibt, die von Zürich aus mit Texten versorgt werden. Ein Austausch von Artikeln war ursprünglich auch im Sport geplant. Dort verhinderte heftiger Widerstand aus beiden Redaktionen eine verstärkte Zusammenarbeit, weshalb das Projekt fürs Erste auf Eis gelegt wurde.

Anders sieht es im Feuilleton aus, wo die Bereitschaft zur Zusammenarbeit vorhanden sei. Entsprechend kündigt Tamedia-Sprecher Zimmer auch dort einen Testlauf an.

Damit wird das Verhältnis, das die beiden Medienhäuser miteinander pflegen, noch inniger. Bereits arbeitet man in der Vermarktung, beim Onlineauftritt von «Newsnetz», beim Druck der BaZ, bei den Beilagen und den Abos eng zusammen.

Und es könnte gemäss Aussagen von Somm noch kuschlicher werden. Somm, dessen Inthronisierung bei der NZZ in letzter Minute verhindert werden konnte, versteht sich offenbar blendend mit Tamedia-Verwaltungsratspräsident Pietro Supino, mit dem er gemeinsam im Verlegerverband sitzt. Laut zwei Quellen aus seinem Umfeld prahlt Somm im kleinen Kreis damit, Supino wolle ihn als Tagi-Chef installieren, scheitere aber an Widerständen eines Teils der Eigentümerfamilie Coninx.

Somm imponiert Supino

Vor allem Somms Auftreten, seine politischen Überzeugungen und seine rigore Personalpolitik beim Um- und Abbau der eigenen Redaktion sollen Supino imponieren. Somm will dazu, wie zu allen weiteren Fragen, keine Stellung nehmen. Tamedia-Sprecher Zimmer dementiert deutlich: «Die Ernennung des <Tages-



FOTO: KEYSTONE

Wohin des Weges, Herr Somm?

Anzeiger»-Chefredaktors liegt in der Zuständigkeit des Verwaltungsrates. Ein Wechsel war weder im Verwaltungsrat noch in der Gründerfamilie je ein Thema, weil wir mit Arthur Rutishauser sehr zufrieden sind und es nie solche Gespräche mit Markus Somm gab.»

Drang nach rechts

Aus der Nähe des Tagi-Verlegers heisst es jedoch schon länger, dass auch Supino sein Heil in einer Ausrichtung nach rechts suche. Hinweise darauf, dass nicht nur die Tagi-Leser und -Abonnenten mehrheitlich linksliberal ausgerichtet sind, sondern dass sich in der Schweizer Medienlandschaft eine grosse Marktlücke links der Mitte aufgetan hat, stossen bei Supino auf taube Ohren. Und das, obwohl Supino bis vor Kurzem im Hause Tamedia den Ruf hatte, sich nur für Zahlen und weniger für Inhalte zu interessieren.

tageswoche.ch/+2c6m5

ANZEIGE

À jour sein? Belege stapeln sich ?	
 <p>Treuhand Böhi</p>	- Buchhaltungen
	- Revisionen
	- Steuern
	- Controlling
	- Excel-Makros
Schützenweg 3, 4102 Binningen	
☎ 076 507 07 67 Fax 061 423 01 06	
www.treuhandboehi.ch	
✉ info@treuhandboehi.ch	

Bildstoff

360°

tageswoche.ch/360

Les Cayes

Wind verbläst
Wahl: Mit bis zu
230 Kilometern
pro Stunde fegte
Hurrikan Matthew
durch die Karibik.
Haiti musste we-
gen des heftigsten
Sturms seit
zehn Jahren die
Wahl eines neuen
Präsidenten ver-
schieben.

ANDRES MARTINEZ/
REUTERS



Akron

Hillary im Blick
und im Griff. Ein
neunjähriges
Mädchen lauscht
in Ohio einer Rede
der Präsidentschaftskandidatin
Clinton.

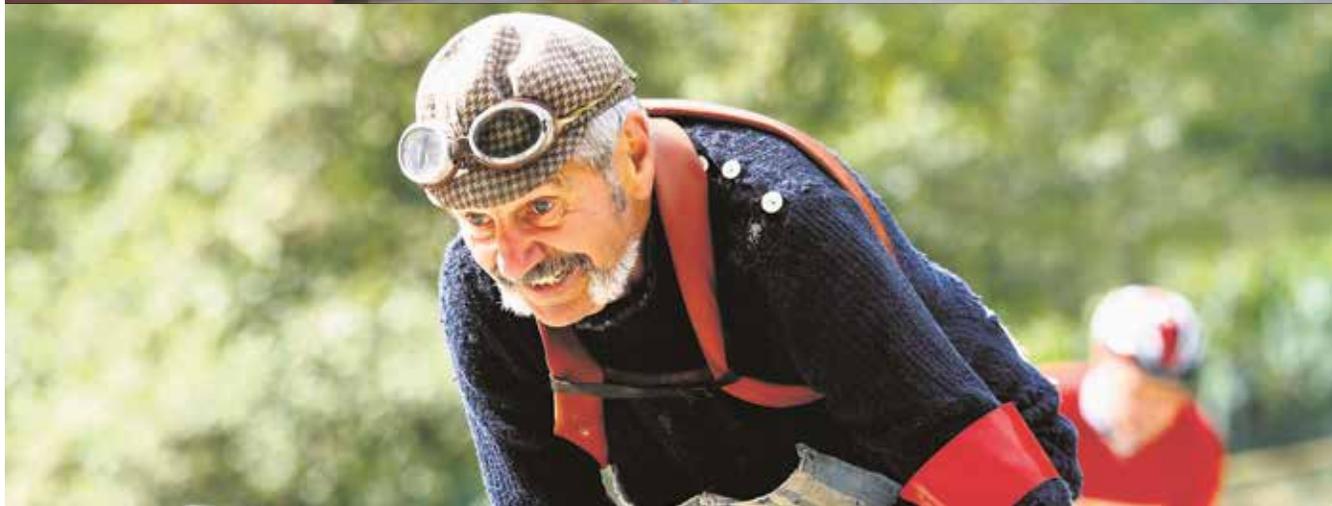
BRIAN SNYDER/REUTERS

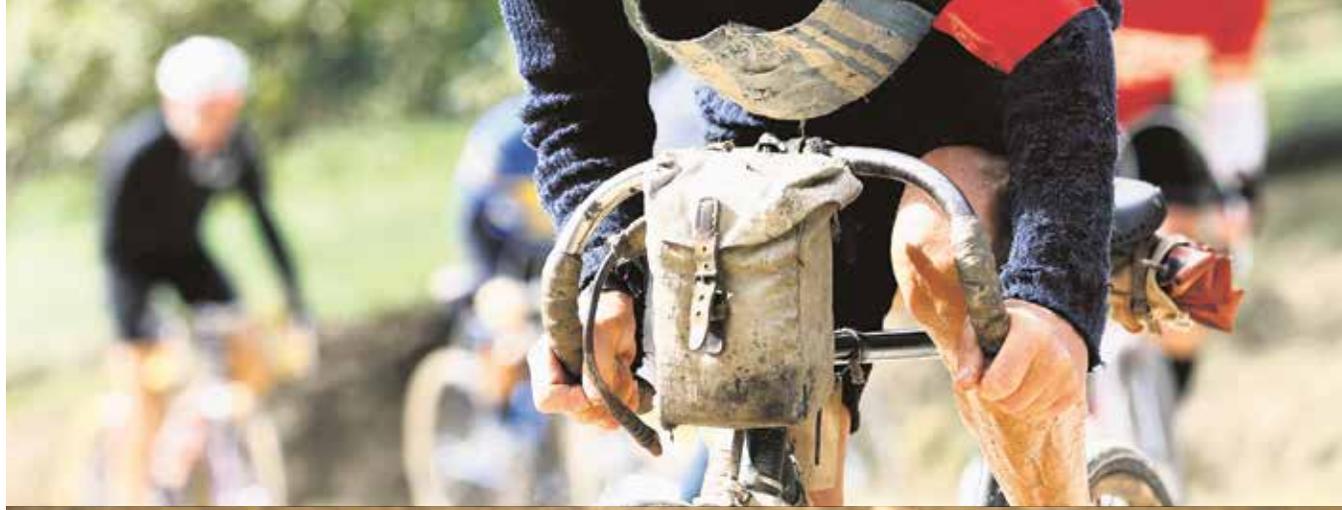


Gaiole in Chianti

«Eroica» heisst das
Nostalgie-Rad-
rennen in der
Toskana. Und
heroisch quälen
sich die Velofans
auf ihren restau-
rierten Oldtimern
den Berg hoch.

STEFANO RELLANDINI/
REUTERS





Kabul

Mit offenem Blick in die Zukunft. Dieses Mädchen ist aus dem Exil in Pakistan nach Afghanistan zurückgekehrt und wird nun in einem Zentrum der Uno registriert.

MOHAMMAD ISMAIL/
REUTERS



Baku

Papst Franziskus besucht zum Abschluss seiner Kaukasusreise das mehrheitlich muslimische Aserbaidshan. Am Denkmal für die gefallenen Helden betete er für den Frieden.

ALESSANDRO BIANCHI/
REUTERS



Basel-Stadt und Region

Allschwil

Stalder-Hagedorn, Irmgard Marta, von Rüegsau/BE, 26.02.1955–30.09.2016, Muesmattweg 33, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung: Montag, 10.10., 15.00 Uhr, Kapelle Friedhof Allschwil.

Arlesheim

Dürler, Jürg Bernhard, von Arlesheim/BL, St. Gallen/SG, 10.06.1932–03.10.2016, Landskronstr. 9, Arlesheim, Trauerfeier: Montag, 10.10., 14.00 Uhr, Abdankungshalle Friedhof Bromhübel, Arlesheim.

Kühn, Gertraude Johanna, aus Deutschland, 17.07.1921–01.10.2016, Rütliweg 2, Arlesheim, wurde bestattet.

Pfister-Hort, Claudia, von Arlesheim/BL, Dübendorf/ZH, 26.10.1951–17.09.2016, Neumattstr. 4, Arlesheim, Trauerfeier: Freitag, 07.10., 14.00 Uhr, Abdankungskapelle Friedhof Bromhübel, Arlesheim.

Basel

Auer-Breh, Charles, von Büren/SO, 28.05.1931–27.09.2016, Andlauerstr. 2, Basel, wurde bestattet.

Beleda-Erismann, Jaroslav, von Basel/BS, 23.01.1923–22.09.2016, St. Jakobs-Str. 201, Basel, wurde bestattet.

Belk-Menzi, Irma Maria, von Basel/BS, Courlevon/FR, 05.11.1912–23.09.2016, Stadionstr. 17, Basel, wurde bestattet.

Benz-Hollinger, Susanna, von Zürich/ZH, 11.12.1949–15.09.2016, Brantgasse 5, Basel, wurde bestattet.

Bitterlin-Landgraf, Hannelore Ilse, von Rünenberg/BL, 10.10.1933–26.09.2016, Missionsstr. 17, Basel, wurde bestattet.

Casadei-Häner, Margrith, von Arlesheim/BL, 23.04.1920–30.09.2016, Im Burgfelderhof 30,

Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Dürig-Gwalter, Heidi, von Basel/BS, Jegensdorf/BE, 02.03.1922–27.09.2016, Wiesendamm 20, Basel, wurde bestattet.

Egli-Schmidli, Olga, von Basel, 27.06.1939–28.09.2016, St. Jakobs-Str. 101, Basel, wurde bestattet.

Fischer-Dubail, Agnes Monique, von Dottikon/AG, 17.04.1934–03.10.2016, Bruderholzstr. 104, Basel, Trauerfeier: Freitag, 07.10., 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Freidig-Müller, Charlotte Elsa, von Basel BS, 04.05.1920–18.09.2016, Falkensteinerstr. 30, Basel, wurde bestattet.

Frischknecht-Graf, Heidi, von Herisau/AR, 25.01.1950–29.09.2016, Am Krayenrain 7, Basel, wurde bestattet.

Glanzmann-Hüppi, Therese Marie, von Escholzmatt/LU, 21.09.1936–28.09.2016, St. Galler-Ring 222, Basel, wurde bestattet.

Kamber-Ackermann, Johann Franz, von Balsthal/SO, 08.02.1923–28.09.2016, Im Burgfelderhof 30, Basel, wurde bestattet.

Kieliger-Tresch, Katharina, von Basel/BS, 31.12.1939–08.09.2016, Erlenmattstr. 7, Basel, wurde bestattet.

Kretzschmar, Theo Mathias, aus Deutschland, 02.12.1943–21.09.2016, Kohlenberggasse 20, Basel, wurde bestattet.

Lagger, Ferdinand Ernst, von Münstervs, 09.04.1954–19.09.2016, St. Alban-Rheinweg 158, Basel, wurde bestattet.

Lakfalvi-Vago, Rozalia, von Basel/BS, 20.05.1927–01.10.2016, Rudolfstr. 43, Basel, Trauerfeier: Freitag, 07.10., 09.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Nebel, Marcelle Claire, von Basel/BS, 01.02.1923–18.09.2016,

Nonnenweg 3, Basel, wurde bestattet.

Pennacchio Hürlimann, Giulia, von Basel/BS, Richterswil/ZH, 17.05.1928–27.09.2016, Gottwardstr. 21, Basel, Trauerfeier: Freitag, 07.10., 15.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Petek, Beat Roland, aus Österreich, 31.07.1960–26.09.2016, Hochstr. 55, Basel, wurde bestattet.

Rüegg, Walter Willi, von St. Gallenkappel/SG, 30.05.1942–26.09.2016, Zürcherstr. 143, Basel, wurde bestattet.

Schächtele, Rolf, von Basel/BS, 12.10.1929–26.09.2016, Kleinhünigerstr. 168, Basel, wurde bestattet.

Schmidlin-Fridez, Christian, von Basel/BS, 14.02.1950–27.09.2016, Pfeffingerstr. 92, Basel, wurde bestattet.

Segal-Atkinson, Georges, von Basel/BS, 10.08.1939–30.09.2016, Hirzbodenweg 81, Basel, wurde bestattet.

Solèr-Schmidlin, Valentin, von Basel/BS, 05.12.1925–03.10.2016, Im Heimatland 14, Basel, Trauerfeier: Freitag, 07.10., 14.00 Uhr, St. Michaelskirche, Basel.

Stark-Gubler, Lotti, von Reichenbach im Kandertal/BE, 02.07.1929–23.09.2016, Largitzenstr. 70, Basel, wurde bestattet.

Tschanz-Schwammberger, Anton, von Röthenbach im Emmental/BE, 04.01.1949–22.09.2016, Rheinsprung 16, Basel, wurde bestattet.

Vögele, Armin, von Leibstadt/AG, 30.03.1944–21.09.2016, Homburgerstr. 37, Basel, wurde bestattet.

Wehrle-Lässer, Elisabeth Frieda, von Basel/BS, 25.12.1925–29.09.2016, Allmendstr. 40, Basel, Trauerfeier: Montag, 10.10., 14.00 Uhr, St. Michaels-Kirche, Allmendstr. 34.

Wüest-Sommer, Brunhilde, von Zell/LU, 06.10.1946–26.09.2016, Kaisersbergerstr. 45, Basel, wurde bestattet.

Birsfelden

Burger-Birrer, Hans, von Freienwil/AG, 24.10.1935–05.10.2016, Am Stausee 30, Birsfelden, Beisetzung: Mittwoch, 12.10., 14.00 Uhr, Friedhof Birsfelden.

Sütterlin, Lucy, von Basel/BS, 07.06.1929–28.09.2016, Hardstr. 71, Birsfelden, Abdankung: Freitag, 14.10., 14.00 Uhr, Friedhof Birsfelden.

Lausen

Tiefenböck-Frey, Alice, von Lausen/BL, 17.10.1928–04.10.2016, (mit Aufenthalt in Liestal, APH Frenkenbündten), Lausen, Beisetzung im engsten Familienkreis.

Münchenstein

Ufrecht-Graber, Hans Jakob, von Eriswil/BE, 16.07.1926–30.09.2016, Gutenbergstr. 5, Münchenstein, Bestattung im engsten Familienkreis.

Muttenz

Gisin-Ulrich, Adelheid Anna, von Muttenz/BL, Rothenfluh/BL, 19.01.1928–21.09.2016, Tramstr. 83, APH Zum Park, Muttenz, Beisetzung im Familien- und Freundeskreis: Freitag, 07.10., 14.00 Uhr, Friedhof Muttenz, anschliessend Trauerfeier in der evang.-ref. Kirche St. Arbogast, Muttenz.

Jaquiéry-Antener, Jacques Olivier Bernard, von Démoret/VD, Donneloye (Prahins)/VD, Moudon/VD, 02.06.1943–24.09.2016, Untervartweg 23, Muttenz, wurde bestattet.

Schäublin-Probst, Willi, von Muttenz/BL, Bennwil/BL, 21.04.1921–02.10.2016, Tramstr. 83, APH Zum Park, Muttenz, Urnenbeisetzung: Dienstag, 11.10., 14.00 Uhr, anschliessend Trauerfeier in der evang.-ref.

Kirche St. Arbogast, Muttenz.

Streicher-Reinshagen, Margot Christine, von Basel/BS, 01.01.1926–23.09.2016, Tramstr. 83, APH Zum Park, Muttenz, wurde bestattet.

Pratteln

Hubschmid-Waldmeier, Nelly, von Rüderswil/BE, 18.12.1932–23.09.2016, Bahnhofstr. 37, APH Madle, Pratteln, wurde bestattet.

Schnelli-Gerber, Erika Gertrud, von Pratteln/BL, Kirchberg/SG, 27.07.1926–02.10.2016, (mit Aufenthalt in Frenkendorf, APH Eben-Ezer), Pratteln, Abdankung und Beisetzung im engsten Familienkreis.

Reinach

Rööfli-Strahm, Fridolin, von Luzern/LU, 08.12.1923–24.09.2016, Brunngasse 45, Reinach, Trauerfeier: Mittwoch, 12.10., 14.00 Uhr, Dorfkirche St. Nikolaus, Reinach.

Zeltner-Bauch, Magdalena, aus Österreich, 05.03.1934–28.09.2016, Aumattstr. 79, Reinach, Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Riehen

Jermann-Dreier, Eva, von Riehen/BS, 29.01.1929–05.10.2016, Inzlingerstr. 50, Riehen, Trauerfeier: Mittwoch, 12.10., 15.00 Uhr, APH Wendelin, Inzlingerstr. 50.

Link-Argenta, Rolande Victoire, von Basel/BS, 01.05.1931–24.09.2016, Inzlingerstr. 50, Riehen, wurde bestattet.

Nussbaumer-Gerber, Daniel Peter, von Riehen/BS, 30.03.1929–28.09.2016, Im Hirshalm 6, Riehen, Trauerfeier: Montag, 10.10., 14.30 Uhr, Gemeinde der Mennoniten

Schänzli, Pestalozzistr. 4, Muttenz.

Thommen-Fatzer, Nelly, von Riehen/BS, Basel/BS, 27.12.1924–22.09.2016, In den Neumatten 49, Riehen, wurde bestattet.

Vasile-Lauria, Angela, aus Italien, 21.07.1945–25.09.2016, Schlossgasse 33, Riehen, wurde bestattet.

Werden die Maschinen menschenähnlich oder gleicht sich der Mensch den Maschinen an? Knackeboul sucht Erkenntnisse und findet ein paar Wortspiele.

“

Wenn ich nachts das Fenster öffne, verbinde ich mich mit der Soundcloud der Erde und tauche ein. Rauschen, Wehen und Sprudeln weichen den Flüchen, dem Grölen, dem Streit, dem Krieg, den Motoren dieser Welt. Ich liege wach und träume mögliche Realitäten.

Draussen warten die Strasse, die Nacht, die Räder meines Skateboards auf dem glatten Asphalt hin zum Kieselstein, der mich bremst. Zeit ist relativ knapp. Wir sind alle gleich individuell. Ich liebe dich und den Morgen, der alles reinwäscht. Ich weiss alles – zu Schätzen hin trägt es mich auf digitalen Wolken.

Ich erinnere mich, als ich statt einem Handy dein Händchen hielt. An meine Liebe, meine Wut und meine Hoffnung, die abgelöst wurden durch meinen digitalen Geltungsdrang. Bald werden die alten Drucker verstummen, die Festnetze eingezogen, der Bildschirm von der Bildfläche verschwinden, indem er sich in dieser auflöst und sie sich in ihm. Der ultimative Liebesakt zweier sich spiegelnder Welten. Chips in Zellengrösse. Eine Ursuppe aus Bytes. «The message is the media.»

Wie viele Millionen Menschen schlafen gerade miteinander? Wie viele davon kann man live beobachten? Als Kind habe ich mir vorgestellt, ich hätte eine Kamera in meinen Kopf eingebaut, damit alle meine Freunde die tollen Sachen sehen könnten, die ich ohne sie erlebte.

Wir werden einmal die Welt retten – wenn es sie nicht mehr gibt.

Auflösung. Es geht um Auflösung. Die wird immer höher, bis alles implodiert. Das Gottesteilchen schuf sich selbst in null Sekunden. Und die Jugend ohne Gott lässt sich von einem Gerätehersteller verapplen, der im Logo die angebissene Frucht des verbotenen Baumes – des Baumes der Erkenntnis – trägt.

Das ganze Wissen der Welt in der Hosentasche. Das universale Hirn auf einer externen HD gespeichert. Stell dir vor, wenn alle Musik der Welt, die jemals produziert wurde, aber auch alle, die gerade in



Knackeboul ist Rapper, Beatboxer und Publizist.
tageswoche.ch/+7ktat

diesem Moment entsteht, immer und überall von jedem abrufbar wäre. Warte. Gleich ist es soweit! Jeeetzt. Oder war das gestern? Oder morgen?

Gibt es noch Zeit? Der Raum wurde ja quasi abgeschafft. Oder zumindest die Distanz. Ist die Börse jetzt getaucht oder hat sie sich gerade erholt? Sollen wir Angst haben oder unbesorgt sein? Konsumieren oder uns verbarrikadieren? Ich bevorzuge das Tanzen bis ins Morgengrauen. Mit meinen Freunden. Wir werden einmal die Welt retten – wenn es sie nicht mehr gibt.

Bis der Akku leer ist

Ich bin mit Müh und Not ein «digital native» – ein Border(on)liner. Im Gym haben wir die Handy-Besitzer ausgelacht. Wir fandens peinlich, unnötig, prahlerisch. Als wir uns dann mal drei Tage am Open Air St. Gallen gesucht, aber nicht gefunden haben, wünschten wir es uns dann doch herbei und spätestens im Militär war es soweit. Aus dieser stupiden grün-grauen Welt musste ich irgendwie ausbrechen. Kontakt mit der Aussenwelt war wichtig.

Damals bin ich mit dem Handy sporadisch aus der Realität ausgebrochen, heute verlasse ich die digitale Welt nur noch selten – etwa, wenn ich keinen Akku mehr habe. Dann weiss ich jeweils nicht, ob ich nun erleichtert oder genervt sein soll.

Neulich bin ich von Paris zurück nach Hause gereist, ohne die digitale Welt wirklich zu verlassen. Per Mietwagen (online bestellt) zum Flughafen, per Strichcode durch alle Kontrollen, per Uber heimwärts, dazwischen Snapchat, Instagram, Twitter, Facebook, E-Mails.

Die Umgebung passt sich dem Digitalen an. Flughäfen, Mietauto-Schalter, Geldautomaten. Diese entpersonalisierte Orte – sehen die nicht immer mehr aus

wie Computer-Spiel-Welten? Ist das noch die Realität? Oder bin ich ein bisschen verwirrt, weil ich immer online bin? Ich starre so oft ins Licht, auf den Bildschirm, nicht selten auf mein digitales Spiegelbild, auf meinen Avatar, auf mein selbst entworfenes Online-Ego. Einmal habe ich versucht, die Fliege auf meinem Bildschirm per Mauspfel in den Papierkorb zu «draggen».

Es heisst, die Maschinen werden immer menschenähnlicher. Es könnte aber auch sein, dass der Mensch sich immer mehr an der Maschine orientiert. Während das passiert, werden die Maschine, der Computer, der Roboter immer schneller, immer klüger, immer mächtiger – und wir müssen wohl bald einsehen, dass der nächste Schritt der Evolution uns nicht mehr braucht.

Ist unsere Realität computersimuliert?

Hatte Erich von Däniken ein bisschen recht?

Nicht mehr lange und Gott drückt sich per 3D-Drucker selbst aus. Hat nun Gott den Menschen geschaffen oder der Mensch Gott? Oder ist es ein unendlicher Kreislauf aus Zerstörung und Wiederaufbau? War das alles schon mal da? Ist unsere Realität computersimuliert? Sind die Pyramiden riesige HDs? Hat Erich von Däniken ein bisschen recht?

Okay, ich glaub, meine mentale Festplatte ist von einem Virus befallen. Ich muss neu starten. Aber das eine oder andere Zitat hier muss ich schon twittern. Ich bin ja kein Pessimist. Ich beobachte das Ganze mit Neugier und Begeisterung. Schlussendlich erleben wir einfach den Buchdruck 2.0: Texte, Bilder, Wissen, Emotionen sollen transportiert, wiedergegeben und verbreitet werden. Noch schneller und unabhängig von Distanzen.

Der Buchdruck und all die Bücher waren ja ein Segen für die Menschheit. Gut, bis auf den «Hexenhammer», «Mein Kampf» und so... Was wären die digitalen Pendants zu dazu? Davon ein andermal. «I mues jetz go poste.» Auf Facebook, Instagram, Twitter, Snapchat. x

”

Der Nationalrat will nicht mehr Bundesräte. Unbestritten ist die Arbeitslast der Regierung. Gestritten wird über jede Form des Ausbaus – ob ganz oben oder auf Stufe Staatssekretariat.

Wie viele Bundesräte braucht die Schweiz?

Viel Arbeit für den Bundesrat: Reisen, Reden, Fähnlein schwingen.

FOTO: KEYSTONE



von Georg Kreis

Eine gängige Frage bei Rekrutierungsprüfungen und Einbürgerungsexamen lautet nicht, wie viele Bundesräte die Schweiz benötige, sondern, wie viele sie tatsächlich habe. Vielleicht kommt noch die Frage hinzu, wer gerade Bundespräsident sei oder ob man den Namen eines Bundesrats nennen könne.

Die Frage, wie viele Bundesräte unser Land benötige, wird hier angesprochen, weil der Nationalrat letzte Woche – einmal mehr – zu beraten hatte, ob sieben ausreichen oder eine Erweiterung auf neun sinnvoll wäre. Um es vorwegzunehmen: Der Nationalrat lehnte mit 97:88 ab.

Jetzt ist der Ständerat an der Reihe, der in früheren Abstimmungen einmal dafür (2003) und einmal dagegen (2012) war. Sollte der neueste Reformversuch je weiterkommen, was unwahrscheinlich ist, hätten am Ende, das heisst wohl 2018, Volk und Stände das Wort.

Die Antwort auf die Frage «Wie viele» hängt von den Kriterien der Beurteilung ab. Ginge es darum, dass genügend Bundesräte und Bundesrätinnen nicht nur an der Muba und der Olma und an Comptoir und Autosalon, sondern auch am Sächsliüte und an Winzerfesten und allen möglichen Schwingeranlässen zur Verfügung stünden, dann müsste sich unsere Landesregierung aus über 100 Mitgliedern zusammensetzen.

Ein Anlass mit Bundesrat garantiert noch immer Publikum. Und die Bundesräte können dort mit dem Volk in Kontakt treten, auch wenns für substanzielle Gespräche kaum reichen wird.

Doch darum geht es nicht. Die Befürwortung einer Erweiterung des Regie-

rungsgremiums wird vor allem mit drei Argumenten begründet. Es geht:

1. um die bessere Berücksichtigung der Landesteile
2. um die erweiterte Staatstätigkeit
3. um die ausgedehnte Reisetätigkeit

Das Argument der regionalen Vertretung nahm in der Debatte den ersten Platz ein. Da stand die Berücksichtigung der italienischen Schweiz im Zentrum, denn diese ist bereits seit 17 Jahren nicht mehr in der Landesregierung vertreten.

Dabei gehe es um mehr als Symbolpolitik und auch nicht einzig um die Integration dieses schwierigen Landesteils: Davon hänge auch der Anteil der Italienischsprachigen in der Bundesverwaltung und die Überlebenskraft des Italienischen in der Schweiz ab sowie die Beziehungen zum Nachbarn Italien. Ein Nebenargument lautet, dass bei einer Erweiterung den verschiedenen Parteikräften besser Rechnung getragen werden könnte.

Diskret auf Reisen

Das Argument der seit 1848 stark gewachsenen Bundesverwaltung lässt sich zahlenmässig wie inhaltlich besonders deutlich am Departement des Innern darstellen, das verschiedenste Bereiche abdecken muss: von Gesundheit bis Kultur, aber auch vom Sozialversicherungs- bis zum Veterinärwesen.

Über das Wachstum der Bundesverwaltung wissen wir wenig. Es gibt viele Geschichten zur Alten Eidgenossenschaft, aber keine Geschichte der neuen Bundesverwaltung. Aber es gibt die Anekdote, dass der erste Chef des Finanzdepartements jeweils den Schlüssel der Bundeskasse nach Hause genommen und unter sein Kopfkissen gesteckt habe.

Das Argument der vermehrten Reisetätigkeit verweist darauf, dass die Zahl der internationalen Konferenzen und der Auslandsverhandlungen stark zugenommen habe und die damit verbundenen Reisen auf mehr Schultern verteilt werden müssten. Das war aber in der jüngsten Debatte kein Thema. Die Magistrate möchten, wenn die Reisen nicht gerade zu einer glamourösen Begegnung führen, diese lieber nicht öffentlich wahrgenommen und diskutiert sehen. In den Medien dagegen werden immer wieder Statistiken zur Vielfliegerei der Bundesräte präsentiert.

Zwei zusätzliche Bundesräte kosten nicht viel mehr – wohl aber die zusätzlichen Stabsstellen.

Die Politik ist zweifellos internationaler geworden. In einer Antwort auf eine Interpellation Christoph Mörgelis vom Sommer 2003 zum sogenannten «Reiseaktivismus» wies der Bundesrat darauf

hin, dass man Verhandlungen nicht immer untergeordneten Instanzen überlassen könne.

Ein billiges Argument der Rechtsnationalen dreht die Dinge aber gerne um: Sie sieht in der Reisetätigkeit nicht die notwendige Folge der Internationalisierung der Politik, sondern eine unbändige Reiselust der Magistraten als Ausgangspunkt. Sie sei es, die dazu führe, dass die Schweiz immer häufiger in internationalen Institutionen mitwirke.

Die ablehnende Mehrheit orientierte sich ebenfalls an drei Argumenten:

1. Die Berücksichtigung der Landesteile sei heute schon Vorschrift, ihr könne ohne Erweiterung des Regierungsgremiums Rechnung getragen werden.
2. Die Erweiterung würde den Aufwand der Bundesverwaltung aufblähen.
3. Der Bundesrat sei ein Gremium der Kollektivverantwortung, und diese würde durch eine Erweiterung geschwächt, und die Konsensfindung würde erschwert. Eine Erweiterung rufe nach stärkerer Führung, das heisst einem ebenfalls nicht erwünschten Ausbau des Bundespräsidiums.

Der zweite Punkt betrifft auch die Kostenfrage: Da geht es weniger um die Entlohnung und die Pensionskosten der zusätzlichen Bundesräte oder Bundesrätinnen. Zwei zusätzliche Generalsekretariate mit je 65 Vollzeitstellen und Mehrkosten von 20 Millionen Franken jährlich würden viel stärker ins Gewicht fallen.

Zu den Lohnkosten käme der Sachaufwand von bis zu 14 Millionen Franken pro Jahr. Es wird von einem Total von mindestens 39 Millionen ausgegangen, plus 18 Millionen Franken einmalige Einrichtungskosten. Nicht mitgerechnet sind die Mehrkosten bei anderen Departementen, da sich Verwaltungen bekanntlich unter dem positiv klingenden Stichwort Koordination gegenseitig beschäftigen.

Entlastung durch Staatssekretäre

Unbeachtet blieb die seit Jahrzehnten diskutierte Frage, ob der Bundesrat nicht systematisch durch Staatssekretäre entlastet werden könnte. Bereits ein Bericht aus dem Jahr 1967 stellte fest, dass der Bundesrat «überlastet» sei.

1978 wurden zwei Staatssekretariate eingerichtet für die politischen und die wirtschaftlichen Aussenbeziehungen und mit der Einschränkung, dass der Titel nur im Ausland getragen werden dürfe. Um 1991 folgte ein dritter Staatssekretär, jetzt für Wissenschaft und Forschung.

In den Neunzigerjahren wurde von fortschrittlichen Freisinnigen (die es damals noch gab) im Rahmen der Regierungsreform die Schaffung von bis zu zehn Staatssekretariaten angestrebt. Diese hätten die Handlungsfähigkeit des Bundesrats erhöhen sollen. Das Projekt stürzte jedoch 1996 in einer Referendumsabstimmung ab. Umstritten war unter

anderem, ob Bundesrat oder Parlament für die Ernennung der Staatssekretäre zuständig sei.

War es krude Missachtung des Volkswillens oder einfach der Zwang höherer Notwendigkeit, dass in Etappen schliesslich trotzdem Staatssekretariate geschaffen und ihre Inhaber vom Bundesrat und nicht vom Parlament ernannt wurden?

Die Bundesräte waren gegen eine Erweiterung. Es wäre aber unfair anzunehmen, dass sie die Macht nicht mit zwei weiteren Ratsmitgliedern teilen wollen.

Denn trotz der Ablehnung von 1996 entstanden weitere Staatssekretariate: 2010 wurde aufgrund der schwierigen Beziehungen zu den USA wegen der Bankenproblematik ein Staatssekretariat für internationale Finanzfragen (SIF) unter der Leitung von EDA-Staatssekretär Michael Ambühl geschaffen. Ein fünftes Staatssekretariat folgte 2014: Die Aufwertung galt Mario Gattiker, dem Direktor des Bundesamts für Migration.

Wenn es nach den Vorstellungen eines im Juni 2013 im Nationalrat eingereichten Vorstosses gegangen wäre, hätte die Schweiz sogar ein Staatssekretariat für die Verkehrsfragen einrichten müssen. Und eine letzte Nachricht aus diesem Bereich: Der Bundesrat hat letzte Woche die 48-jährige Juristin und Historikerin Pascale Baeriswyl zur Staatssekretärin des Departements für Aussenbeziehungen gewählt und damit (man denke an Albert Weinauer und Franz Blankart) die bereits lange Reihe der aus Basel stammenden Spitzendiplomaten verlängert.

Auch die Landesregierung sprach sich vor der jüngsten Debatte gegen die Erweiterung ihres Gremiums aus, obwohl sie die Nachteile des Kleinformats wohl täglich erlebt. Es wäre aber unfair anzunehmen, dies sei vor allem darum geschehen, weil sie die Macht nicht mit zwei zusätzlichen Ratsmitgliedern teilen will.

Und in der Vernehmlassung der Kantone sprachen sich 19 kantonale Regierungen gegen eine neunköpfige Bundesregierung aus. Auch dafür dürfte nicht primär das gewiss bestehende Eigeninteresse ausschlaggebend gewesen sein, das keinen Ausbau der übergeordneten Etage als wünschenswert beurteilen kann.

Vielmehr liessen sich die Kantonsregierungen vor allem vom Trend leiten, der auf ihrer Ebene sogar zu einer Reduktion der Regierungssitze führte. Dies allerdings bei einem wesentlich eingeschränkteren Regierungsvolumen.

tageswoche.ch/+mnouu

×

Online



tageswoche.ch/
themen/
Georg Kreis

A photograph of a person standing in a war-torn street. The person is wearing a light-colored long-sleeved shirt with the word 'FREE' printed in blue on the back, dark blue jeans, and brown sandals. They are standing next to a bicycle. The background shows a street filled with rubble, including a destroyed car and damaged buildings. The scene is set in a city that has been heavily bombed.

Syrien

Die Welt debattiert oder verschliesst die Augen vor dem Schrecken in Aleppo. Ein Arzt, ein Rettungshelfer und ein Familienvater erzählen vom Alltag in der belagerten Stadt.

Überleben im Bombenhagel



Wo fallen die Bomben? Die Menschen in Aleppo haben sich den Kontrollblick in den Himmel angewöhnt.

FOTO: REUTERS

von Cedric Rehman

Seit dem Bruch des Waffenstillstandes Mitte September erlebt die Metropole Aleppo im Norden Syriens die heftigsten Luftangriffe durch die syrische und die russische Luftwaffe seit Beginn des Krieges. Der Belagerungsring um die Stadt ist erneut geschlossen und die Wasserversorgung für Millionen Menschen ist gekappt.

Für Journalisten ist es derzeit nicht möglich, nach Syrien zu reisen. Ein Arzt, ein Rettungshelfer und ein Familienvater berichten deshalb über Skype und WhatsApp von der Lage in der Stadt.

Dr. Mohamed Alhalaby, 43, Arzt

Wir Ärzte arbeiten rund um die Uhr, seit das Regime und die Russen die Bombardierungen wieder aufgenommen haben. Wir haben keine Möglichkeit, längere Pausen zu machen, es kommen ständig neue Verwundete. Die Fälle gleichen sich. Ich denke an ein achtjähriges Mädchen, das ich behandelt habe. Sie heisst Lara. Die Rettungskräfte haben sie unter einem Leichnam geborgen, unter dem sie stundenlang gelegen hat. So sieht ein normaler Tag im Moment für mich aus.



Mohamed Alhalaby schickte ein Bild in geringer Auflösung, weil jedes Mail wertvolle Ressourcen braucht.

FOTO: ZVG

Wir verlieren täglich Patienten, weil wir sie nicht angemessen behandeln können. Unser Gesundheitswesen war nicht schlecht vor dem Krieg. Die Kliniken in Aleppo waren modern ausgerüstet. Jetzt gibt es nur noch wenige Kliniken, die halbwegs funktionstüchtig sind. Sie können nur mit halber Kapazität arbeiten, weil auch sie beschädigt sind.

Wir arbeiten in Ruinen. Die Fenster haben kein Glas, Staub und Rauch ziehen durch die Gänge, wenn in der Nähe bombardiert wird. Es herrscht Chaos. Die Verwundeten liegen auf dem Boden mit ihren offenen Wunden, und wir waten durch das Blut. Der ganze Klinikbetrieb hängt von unseren Treibstoffvorräten ab. Nur dank der Generatoren laufen die Lampen während der Operationen. Wenn ich das Internet nutze wie jetzt, verbrauche ich etwas von unseren kostbaren Reserven. Wenn unsere Vorräte aufgebraucht sind, müssen wir die Kliniken schliessen. Aber was wäre dann?

«Sauber ist das Wasser nicht. Aber wir müssen es den Patienten zu trinken geben und die Instrumente damit reinigen.»

Mohamed Alhalaby, Arzt

Neben der unsicheren Stromversorgung ist das Wasser unsere Hauptsorge. Aus den Leitungen fliesst nichts mehr. Gottseidank haben wir einen eigenen Brunnen. Sauber ist das Wasser nicht. Aber wir müssen es unseren Patienten zu trinken geben und unsere Instrumente damit reinigen. Viele werden von dem Wasser krank. Wenn wir damit Wunden reinigen, werden häufig Erreger übertragen.

Viele Patienten leiden an Leishmaniose wegen des verschmutzten Wassers in der Stadt. Das ist eine von Mücken übertragene Krankheit, die das Fleisch auffrisst. Die Mücken vermehren sich, weil das Wasser aus den kaputten Rohren ausgelaufen ist und überall faulige Tümpel gebildet hat.

Die grössten Probleme bereiten uns die Brandwunden. Seitdem so viele Brandbomben abgeworfen werden, haben wir immer mehr Patienten mit schweren Verbrennungen. Wir versuchen, die Wunden mit einer Salzlösung zu desinfizieren, aber es ist schwierig, sie steril zu halten. Unsere Vorräte an Schmerz- und Narkosemitteln sind begrenzt. Aber bisher musste ich noch nicht ohne Anästhesie operieren.

Wenn bombardiert wird, müssen wir die Arbeit unterbrechen. Wir wissen natürlich nicht, wann es passiert. Das ist ein Risiko bei Eingriffen. Seit dem Ende der Waffenruhe Mitte September ist es beson-

ders schwierig geworden. Wir können unsere Patienten nicht auf dem Tisch zurücklassen, um in den Keller zu gehen. Also behandeln wir ihre Wunden und hoffen, dass kein Volltreffer einschlägt.

Wir wissen auch, dass viele Menschen in Aleppo uns gar nicht mehr erreichen können, weil die Strassen zerstört sind. Es gibt einige Feldlazarette, aber dort können die Menschen nur mit beschämend primitiven Methoden behandelt werden.

Unter den Trümmern liegen viele Leichen, die niemand bergen kann. Überall in der Stadt stinkt es nach Verwesung. Das ist auch ein medizinisches Problem, weil sich so Seuchen ausbreiten. Mich beunruhigt auch, dass immer mehr Patienten Zeichen von Unterernährung zeigen. Daran kann ich nichts ändern. Ich bin einer von 40 Ärzten, die es im Moment noch im belagerten Teil von Aleppo gibt.

Das Spital, in dem Mohamed Alhalaby arbeitet, wurde bei einem Bombardement wenige Tage nach dem Gespräch schwer beschädigt. Dr. Alhalaby blieb unverletzt.

Ismail Abdallah, Rettungshelfer und Mitglied der «Weisshelme»

Gestern hatte ich einen Einsatz in der Altstadt von Aleppo. Wir waren schon ganz in der Nähe, als eine weitere Fassbombe explodierte. Die Menschen waren gerade aus dem Schutzraum gekommen, als sie die zweite Bombe traf. Wir konnten nur noch Leichen bergen. Fünf Kinder, sieben Frauen, darunter eine Schwangere, und fünf Männer. Ich erinnere mich an ein Baby, dessen kleiner Körper in der Mitte durchtrennt war. So etwas sehe ich seit drei Jahren immer wieder, aber jetzt hört die Bombardierung nicht mehr auf.

Ich stehe morgens auf und gehe zu unserem Einsatzzentrum. Es ist das einzige von ehemals vier Zentren, das noch steht. Dann schauen wir in den Himmel, ob wir Flugzeuge und Helikopter sehen. Wenn möglich, versuchen wir ihnen zu folgen, damit wir schon in der Nähe sind. Wenn dann die Bomben explodiert sind, graben wir nach den Verschütteten, bergen sie und bringen sie in das nächste Krankenhaus oder Feldlazarett. Je nachdem, was in der Nähe ist.

Als wir anfangen, haben wir den Schutt mit blossen Händen weggeräumt. Inzwischen haben wir dank Spenden aus dem Ausland etwas Ausrüstung. Häufig folgt auf eine Bombardierung gleich eine weitere, aber schützen können wir uns davor nicht. So verlieren wir immer wieder Freiwillige. Im Moment gibt es 120 Männer und Frauen beim Civil Defence Service. Viele nennen uns Weisshelme, weil wir dank unseren weissen Helmen erkennbar sind für die Bevölkerung.

Wir freuen uns, dass wir mit dem alternativen Nobelpreis jetzt eine internationale Auszeichnung bekommen haben. Aber Auswirkungen auf unsere Arbeit hat es nicht. Die Helikopter und Flugzeuge des



Ismail Abdallah wurde ein «Weisshelm», «weil wir Leben retten und nicht zerstören».

FOTO: ZVG

syrischen Regimes fliegen so tief, dass sie uns mit unseren Helmen sehen müssten, doch sie nehmen keine Rücksicht. Dennoch waren unsere Chancen grösser, Leben zu retten und selbst am Leben zu bleiben, solange uns nur das Regime bombardiert hat. Die russischen Bomber fliegen so hoch, dass wir sie vom Boden aus kaum erkennen können. Plötzlich fallen Bomben, und du weisst gar nicht, woher sie kommen.

Die russischen Bomben, die jetzt über Aleppo abgeworfen werden, sind andere als die, die vor der Waffenruhe eingesetzt worden sind. Einige sind so gewaltig, dass sie metertiefe Krater in den Boden sprengen. Es fühlt sich wie ein Erdbeben an, wenn sie irgendwo in der Stadt einschlagen. Die Menschen sterben jetzt auch in den Kellern, in denen sie bei Luftangriffen Zuflucht suchen. Die neuen Bomben pulverisieren sie einfach.

«Die Helikopter und Flugzeuge des syrischen Regimes fliegen so tief, dass sie uns mit unseren Helmen sehen müssten.»

Ismail Abdallah, «Weisshelm»

Viele unserer Fahrzeuge sind in den vergangenen Tagen zerstört worden, und es wird immer schwieriger, Opfer zu erreichen. Aber noch versuchen wir zu helfen, so gut es eben geht. Ich mache mir keine Gedanken mehr, was mit mir passiert. Ich wollte zu den Weisshelmen, weil wir Leben retten und nicht zerstören. Uns interes-

siert nicht, welche Religion ein Mensch hat oder was er politisch denkt. Wir holen ihn aus den Trümmern. Das ist meine Aufgabe, und ich werde sie erfüllen, solange es geht.

Mohammed Abdallah*, 25, Vater von drei Kindern

Mein jüngster Sohn Laith ist vier Monate alt. Manchmal, wenn ich ihn im Arm halte, werde ich traurig. Vielleicht wird mein kleiner Sohn niemals etwas anderes sehen als die Ruinen in unserer Nachbarschaft. Keine Berge, kein Meer, nur die ganze Zerstörung um uns herum.

Ich habe noch zwei weitere Söhne. Cream ist zwei Jahre alt, Saleem ist vier. Auch sie kennen nichts anderes als Krieg. Meine Frau und ich haben sie in die Welt gesetzt. Und jetzt versuchen wir, sie am Leben zu halten. Aber das wird immer schwieriger. Denn die Bomben fallen ohne Unterlass. Nachts schreien unsere Kinder so laut, dass sie die Detonationen von draussen übertönen. Wir können sie nicht beruhigen.

Unser ganzes Leben dreht sich darum, Essen zu organisieren. Wenn einer von uns nach draussen geht, um etwas zu kaufen, weiss der andere nicht, ob er zurückkommt. Meistens kehren meine Frau oder ich wütend vom Einkaufen zurück. Es gibt immer weniger Lebensmittel und die Preise sind astronomisch hoch. Obst haben unsere Kinder schon lange nicht mehr gegessen, auch kaum Gemüse. Ich pflanze auf einer kleinen Parzelle vor unserem Haus Auberginen und Petersilie an. Das sind unsere Grundnahrungsmittel.

In unserem Viertel ist die Wasserversorgung schon lange unterbrochen. Wir holen Wasser aus einem Brunnen und

versuchen es von Hand zu filtern. Es bleibt aber schmutzig. Ich bin davon krank geworden. Wir haben einen kleinen Stromgenerator. Aber wir müssen sehr sparsam damit umgehen. Wahrscheinlich haben wir bald keine Möglichkeit mehr, Treibstoff zu kaufen.

«Wenn einer von uns nach draussen geht, um etwas zu kaufen, weiss der andere nicht, ob er zurückkommt.»

Mohammed Abdallah

In unserer Gegend fallen viele Bomben. Wir sitzen oft stundenlang im Schutzraum und kaum sind wir draussen, geht es von vorne los. Am schlimmsten ist, dass die Raketen und Bomben, die jetzt von den Russen eingesetzt werden, wie aus dem Nichts fallen. Wir wissen nicht, wo wir hingehen sollen, wenn eines unserer Kinder verletzt sein sollte. Die Krankenhäuser sind weit entfernt und die Feldlazarette haben kaum Medizin. Wir denken aber selten darüber nach. Wir sind zu beschäftigt, etwas zum Essen aufzutreiben.

tageswoche.ch/+l9z88 ×

*Name geändert

Das 13. Album der Lovebugs wäre fast als unveröffentlichtes Requiem in die Bandgeschichte eingegangen. Adrian Sieber und Thomas Rechberger über Querelen und Studioelend.

«Halbe Sachen gehen nicht»

von Olivier Joliat

Die Lovebugs zogen nach Berlin ins Studio, doch lange hörte man von ihrer Arbeit keinen Ton. Dafür kamen einem immer wieder Gerüchte über den Zustand oder das Verschwinden von Basels erfolgreichster Pop-Band zu Ohren. Heute Freitag erscheinen die neuen Songs. Über den Wahrheitsgehalt der Gerüchte klären Sänger Adrian Sieber und Gitarrist Thomas Rechberger hier auf.

Ihr Album heisst «Land Ho!» – also Land in Sicht. Das klingt sehr bedeutungsschwanger, wenn – wie man hörte – die Band in einer Krise steckt.

Thomas Rechberger: Der Titel passt zur Entstehungsgeschichte. Ein Album reflektiert ja immer den Stand der Band. Kurz: Wir können eigentlich sehr froh sein, haben wir nun dieses Album.

Die Musik klingt aber nicht nach Krise, sondern sehr beschwingt.

Adrian Sieber: Die Krise kam und ging in Etappen. Aber wir haben nun so viel über die Krise geredet...

Nicht wirklich. Also was war da genau: fünf Männer in der Midlife Crisis?

Sieber: Ein Album ist immer ein Prüfstein, für jede Band. Es geht um die Essenz,

um die Musik. Stösst man da nicht an Grenzen, hat man es nicht richtig gemacht.

Also sind Krisen gut, um kreativ zu werden?

Sieber: Man wünscht sich, es ginge ohne. Aber für Tiefgang muss man sich reiben. Schliesslich müssen wir zu fünft dann hinstehen und ein Leben lang mit dem Album leben. Darum gehen keine halben Sachen. Wir machen es nicht zum ersten Mal und haben schon die Erfahrung gemacht, was nicht geht.

In diesem Fall war offenbar das Studio in Berlin das Problem.

Sieber: Der erste Dämpfer kam schon davor. Ich musste realisieren, dass die Band nicht mehr dieselbe ist. Wir sind nicht mehr 18. Ich musste akzeptieren, dass man nicht mehr selbstverständlich 24 Stunden Zeit für die Musik hat. Man hat andere Interessen, hat Familie, Nachwuchs, der noch nicht selbstständig ist.

Ihr eigener Nachwuchs ist ja schon älter, die anderen in der Band sind da frischere Väter.

Sieber: So lange nur einer frisch Vater wurde, war es kein Problem. Aber alle auf einmal... (lacht).

Rechberger: Früher war klar: Wir sehen uns viermal die Woche. Wir sind eine Band, das ist unser Beruf, unser Leben. Vor

diesen Albumaufnahmen zückten erst mal alle ihre Agenda und merkten: Wir können froh sein, zwischendurch einen gemeinsamen Termin zu finden. Auch musikalisch lief es anders. Wenn du viermal die Woche spielst, kann man neues Songmaterial in die Kutsche werfen und es passiert was. Man merkt schnell: Das ist geil, das nicht. Macht man Musik wie eine Hobbyband, klingt es auch danach. Man kommt schwieriger voran. Fragt sich dauernd: Groovt die Gitarre nun wirklich?

Mit Ihrer Routine kann man doch kaum auf Schülerband-Niveau fallen.

Rechberger: Wir machen das schon wahnsinnig lange und sind saumässig eingespielt. Über 20 Jahre mit mehr oder weniger denselben Leuten – da entsteht eine Art Magie. Doch machst du es nicht regelmässig, geht diese Magie verloren. Der Funke springt nicht – das Gefühl ist frustrierend.

Nun ist das Album da. Wie haben Sie sich dennoch gefunden?

Sieber: Der eine wichtige Entscheid war, das Album anders anzugehen.

Und das wäre wie?

Sieber: Früher hatten wir die Tendenz, jede einzelne Note detailliert zu besprechen und zu proben, bevor wir den Schritt ins Studio wagten. Diesmal haben wir die

Die Lovebugs, 1992 von Adrian Sieber gegründet, gewannen mit dem ersten Konzert die Produktion ihres Debütalbums. Weder Label- noch Personalwechsel (Thomas Rechberger ist seit 1998 dabei) konnte Basels publikumsträchtigste Popband seither stoppen. Heute erscheint ihr 13. Album «Land Ho!».

«Für Tiefgang muss man sich reiben»:
Adrian Sieber (links) und Thomas
Rechberger haben die Krise der Lovebugs
in Kreativität umgesetzt. FOTO: NILS FISCH





Adrian Sieber: «Eine fucking geile Band sein, darum geht es.»

FOTO: NILS FISCH

Songs einfach mal angespielt und sind direkt ins Studio gegangen.

Sie haben also einfach Ihren Arbeitsprozess umgekehrt.

Sieber: Das war bei vielen Songs ein Glücksfall. Vor allem, da das Funkhaus in Berlin mit seiner Geschichte eine sehr inspirierende Räumlichkeit ist. Leider hat es nicht immer funktioniert. Das war der zweite Tiefpunkt. Der Gesamtsound war unbefriedigend, vier Songs komplett unbrauchbar – das Geld war aufgebraucht. Da wurde es existenziell. Können wir den Proberaum noch zahlen? Thomi hatte sich zum Glück bereit erklärt, für die neuen Songs federführend zu sein, und wir haben die unpassenden Songs ausgewechselt.

Und die neuen wurden dann bei Ihnen in den Alterna Recording Studios aufgenommen?

Rechberger: Genau. Und die restlichen Songs haben wir überarbeitet. In Berlin hat Nico Schmid einen Dokumentarfilm gedreht. Als wir erste Szenen gesehen haben, merkten wir, dass viele Songs gar nicht so schlecht klangen. Im Film hört man ja die Originalsounds aus der Regie. Also forderten wir die ungemischten, rohen Tonspuren an und kontrollierten: Wie klingt das unbearbeitet und warum hat es uns nachher nicht mehr gefallen?

Was ist das für ein Dok-Film?

Rechberger: Den gibt es eigentlich gar nicht. Bisher wurden aus dem Material einfach die Teaser-Clips zum Album geschnitten. Was mit dem restlichen Material passiert ist Nicos Sache.

Eine Band in der Krise – das klingt nach einer Lovebugs-Version von «Some Kind of Monster».

Rechberger: Einfach ohne den Psychiater (lacht). Die Metallica-Doku wurde

meines Wissens über zwei Jahre gedreht und der Film ist das 60-minütige Destillat. Berlin war zwei Wochen mit Interviews und Studioszenen.

«Es geht um die Musik und die Leidenschaft – ohne die hätten wir schon lange aufgehört.»

Adrian Sieber

Jeder von Ihnen hat mittlerweile einen Job, ist nicht mehr allein von der Musik abhängig. War die Krise der Umdenkprozess, um sich als Band in der neuen Familien- und Jobsituation wiederzufinden?

Sieber: Ja, es brauchte einfach Zeit, das zu akzeptieren und das Positive darin zu sehen und zu nutzen. Alles, was neben der Band läuft, befruchtet diese ja. Ich finde, wir stecken in einer sehr privilegierten Situation. Ganz abgesehen von der Familie: Eine Band zu haben und mit ihr unterwegs zu sein, bereichert mein Leben. Die Erfahrungen und Eindrücke möchte ich niemals missen. Ich finde es heute dasselbe umwerfende Gefühl wie mit 18.

Wenn die Kohle für den Proberaum fehlt, ist das mit Kindern daheim wohl härter. Fühlt man die finanzielle Verpflichtung beim Musizieren?

Sieber: Ganz klar. Wobei ich in Berlin schon einen befreiten Moment erlebte. Nach zehn Jahren mit Gadget ist das unser erstes Album ohne Plattenfirma. Ich fand es genial zu wissen: Wir haben noch so und so viel auf dem Konto, können dar-

überfrei entscheiden. Das fand ich extrem motivierend.

Die Freiheit, allein zu bestimmen, bringt auch mehr Verantwortung.

Sieber: Ja, so kannst du keinem mehr die Schuld zuschieben (lacht). Das ist eigentlich das Schlimmste daran: Man hat keinen Sündenbock mehr.

Ist das Album nun der erfolgreiche Abschluss Ihrer Selbstfindung?

Rechberger: Voll. Persönlich fand ich am wichtigsten, als wir eigentlich am Ziel waren: gemasterte CD, Cover, alles bereit zum Druck – dann merkten wir, das Ding ist noch nicht fertig und haben uns nochmals zusammengerauft. Das hat uns als Band gut getan, gemeinsam zu entscheiden: Nein, das wollen wir anders, besser und zwar so und so – so wie wir wollen.

Wäre das mit einer Plattenfirma nicht möglich gewesen?

Sieber: Da hätte es wahrscheinlich geheissen: «Das Budget ist aufgebraucht – was wollt ihr jetzt noch?»

Rechberger: Und: «Die erste Single muss morgen ins Radio.»

Sieber: Aber als Band geht es uns nur um die Sache: um die Musik und die Leidenschaft – ohne die hätten wir schon lange aufgehört. Wie sollten wir etwas rausbringen, wovon wir nicht überzeugt sind?

Das geht ans künstlerische Ego.

Sieber: Ja, logisch. Stell dir vor, du bist eine Band und die hat einen Song, den nur einer von der Plattenfirma gut findet. Trotzdem wird das die Single – und sie floppt. Dann bist du verloren! Du hast alles verspielt. Lieber etwas rausbringen, das wir alle genial finden. Floppt es dann, ist es egal, weil wir als Band stolz darauf sind.

Das Gespür für den passenden Single-Song haben Sie über die Jahre entwickeln können. Hilft die Erfahrung auch beim Schreiben der Songs?

Sieber: Alles Wissen, alle Erfahrung nützt dir beim Songschreiben nicht viel. Da geht es darum, den Moment zu spüren.

Rechberger: Wir haben vor «Land Ho!» zwar zwölf Alben gemacht, aber nie die allgemein gültige Garantieförmel für einen guten Song gefunden. Wir machen auch keine Genremusik, wo man weiss, welche Bausteine es braucht, und wo klar ist: So klingt das Schlagzeug, so die Gitarre. Bei uns kommt es auf den Mood des Songs an. Und das macht es jedesmal zu einer Suche.

Sieber: Zweimal das Gleiche zu machen, würde mich langweilen. Darum probieren wir immer Neues. Die Band geht nach Berlin oder macht mehr Gitarre oder Stefan hat einen neuen Synthie, der grad oft passt.

Die Tastenklänge sind auf «Land Ho!» sehr präsent.

Sieber: Das sagen Sie. Da hört jeder etwas anderes. Vielleicht ist das der Grund, dass es uns noch gibt. Vielleicht ist es der Grund, warum wir nicht so berühmt sind wie... äh... egal.

Viele Schweizer Musik-Grössen mokieren sich gerade über die Pop-Förderpreise. Haben Sie neben dem «Sprungbrett» als Karrierestart und

etwas an das Buch «Coffee and Cigarettes» je Förderung erhalten?

Sieber: Ich glaube, einmal haben wir noch 3000 Franken bekommen. Ich weiss aber nicht mehr wofür.

Gerade wenn man selbst existenziell knapp dran war: Was löst es aus, wenn man hört, jemand anderes hat 100 000 Franken erhalten?

Sieber: Wir haben uns wohl einfach nie genug bemüht. Aber ich vertrete die Meinung, dass Kultur gefördert werden muss. Viel Geniales entsteht nur im Freiraum, der durch finanzielle Förderung entsteht.

Bislang sind mit dem Album nur Schweizer Konzerte gebucht. Gibt es nochmals einen Anlauf, im Ausland Fuss zu fassen?

Sieber: Ich hoffe es. Wenn es passt, gehen wir auf jeden Fall. Mir schreiben wöchentlich Leute von irgendwo, ob wir wieder kommen.

Auf Ihren Fotos bei Facebook sind Sie mit persönlichem Profil markiert. Kommen da nicht dauernd Anfragen?

Sieber: Das gehört dazu. Ausserdem sind auch die Fans mitgewachsen und keine 18 mehr. Die Zeiten sind vorbei, wo man nach Hause kommt und dort seit einem halben Tag Mädchen auf dich warten – und das finde ich so gar nicht so schlecht.

Aber es kann kaum Ihr Anspruch sein, mit dem neuen Album nur die alten Fans zu erfreuen?

Sieber: Wir können nur ein Album machen, das uns zu 100 Prozent gefällt. Wen wir damit erreichen, wird sich zeigen. Ich denke, unsere Musik könnte recht vielen gefallen, die uns noch nicht gehört haben.

«Wir haben vor «Land Ho!» zwölf Alben gemacht, aber nie die Garantieformel für einen guten Song gefunden.»

Thomas Rechberger

Zum Beispiel Ihren Kindern?

Rechberger: Also meine Kleine findet «Land Ho!» super.

Und wenn sie 20 wird, stehen Sie dann noch auf der Bühne?

Sieber: Das ist das Ziel. Wir müssen einfach eine Form finden, die uns passt.

Auch die Szene hat sich gewandelt. Heute spielen viele Basler Musiker international.

Sieber: Das finde ich unglaublich wichtig. Ich dachte schon früher: Da hat es mehr Bands, die Potenzial haben. Dass es heute klappt, spricht dafür, dass auch das Umfeld gewachsen ist. Das gehört genauso zu einer gesunden Szene, die internatio-

nal etwas erreichen kann. Vor 20 Jahren hoffte man als Band auf einen Deal mit einer Plattenfirma. Heute glitzert die Welt der grossen Labels nicht mehr so verlockend, dafür blühen viele kleine auf.

Was bekommen Sie für ein Feedback von der Basler Szene?

Rechberger: Ich spüre vor allem Respekt für eine Band, die das seit 20 Jahren macht.

Bei der BScene im April war bei Ihnen vor dem Konzert eine Mischung von Nervosität und Freude zu spüren. Wie ist die Gemütslage nun auf die Plattentaufe im November hin?

Sieber: Vor der BScene hatten wir fast zwei Jahre nicht mehr gespielt. Da kam schon Nervosität auf. Nun proben wir schon länger und freuen uns auf die Konzerte mit dem neuen Album. Die Bühne ist für mich wie das Dessert zum Abschluss dieses Album-Projekts.

Nimmt man negative Reaktionen nach über 20 Jahren gelassener?

Sieber: Vor Reaktionen kannst du dich nie schützen. Dazu kommt mein eigener Anspruch: Ich will auf der Bühne mein Bestes geben. Ich kann schlecht von 20 Jahren Erfahrung, Bandmagie und was weiss ich erzählen und dann bringen wir es nicht. Dann hätten wir voll verloren. Ich will einfach eine fucking geile Band sein. Darum geht es, und dafür geb ich alles.

tageswoche.ch/+3w4pb

×

MUSEEN

CARTOONMUSEUM BASEL Aline Kominsky-Crumb & Robert Crumb DRAWN TOGETHER



2 July-13 Nov., 2016
Opening music provided by
NOTTY'S JUG SERENADERS
www.cartoonmuseum.ch

© Aline Kominsky-Crumb & Robert Crumb, Ausstellungsplakat «Aline Kominsky-Crumb & Robert Crumb. Drawn Together», 2016

Cartoonmuseum Basel
St. Alban-Vorstadt 28,
4052 Basel

**«Aline Kominsky-Crumb & Robert Crumb.
Drawn Together» 02.07. – 13.11.2016**

Zum ersten Mal in Europa zeigt das Cartoonmuseum Basel das gemeinsame Werk der beiden Comic-Pioniere Aline Kominsky-Crumb und Robert Crumb. Mit Originalzeichnungen und Einzelwerken der Künstler.

Kunstmuseum Basel
Hauptbau: St. Alban-Graben 16
Neubau: St. Alban-Graben 20
Gegenwart: St. Alban-
Rheinweg 60
Telefon +41 61 206 62 62
Fax +41 61 206 62 52
www.kunstmuseumbasel.ch

Der figurative Pollock

02.10.2016 – 22.01.2017 | Neubau, 2. Obergeschoss.
„Wenn man aus dem Unbewussten heraus malt, müssen zwangsläufig Figuren hervortreten“, sagte Jackson Pollock 1956 in einem Interview. Die grosse Sonderausstellung im Kunstmuseum Basel widmet sich erstmals dieser Perspektive auf den amerikanischen Künstler und möchte einen neuen Blick auf sein knapp drei Jahrzehnte umspannendes Werk lenken.

Anatomisches Museum Basel
Pestalozzistrasse 20
4056 Basel
Tel. 061 267 35 35
Mo – Fr 14 – 17 h
So 10 – 16 h
http://anatomie.unibas.ch/
museum

Sonderausstellung:

**Faszination Muskeln, Sehnen, Faszien
Wer rastet, der rostet**

Öffentliche Führung zur Sonderausstellung:
Sonntag 09.10.2016 um 11:00 Uhr mit Dr. Sebastian Höchel
Teilnehmerzahl begr., Voranmeldung möglich

Museum Tinguely
Paul Sacher-Anlage 1
Tel. 061 681 93 20
Di – So: 11 – 18 Uhr
www.tinguely.ch
Öffentliche Führungen
jeden So 11.30 Uhr
Kosten: Museumseintritt

Sammlung:

JEAN TINGUELY

Während der Umbauarbeiten ist die Sammlungspräsentation geöffnet (reduzierter Eintrittspreis)

ab 19.10.16:
MUSIKMASCHINEN / MASCHINENMUSIK16



«Die Brücke» verbindet das schwedisch-dänische Ermittlerteam in der gleichnamigen Serie.

Serien

Was tun, wenn die Nächte länger und die Tage kälter werden? Na, was wohl.

Futter für kühle Nächte

von Marc Krebs und Naomi Gregoris

Der Sommer war gross, sehr gross, doch endlich legt der Herbst seinen Schatten auf die Sonnenuhren. Höchste Zeit, den alten Rilke-Band hervorzunehmen und sich ans Kaminfeuer zu setzen. Oder sich aufs Sofa zu fläzen, den Fernseher anzuwerfen und endlos Serien zu schauen.

1. Diese «Brücke» musst du sehn

Diese Serie wird kein Geheimtipp bleiben. «Die Brücke» ist ein wahres Meisterwerk skandinavischer Serienkultur, das jeder Krimifan gesehen haben sollte. Nur jene zarten Gemüter, die nichts mit unzimperlichen Darstellungen von Tatorten anfangen können, lassen es lieber bleiben.

Im Zentrum steht die sozial unterkühlte, am Asperger-Syndrom leidende Kommissarin Saga Noren. Eine brillante Einzelgängerin aus Schweden, die unverhofft mit einem dänischen Kollegen kooperieren muss, als eine Frauenleiche auf der Öresundbrücke entdeckt wird: Genau dort, wo die Landesgrenze verläuft, wo Kopenhagen aufhört und Malmö anfängt, quasi.

Nach dem furiosen Auftakt und einer vergleichsweise enttäuschenden zweiten Staffel haben die Skandinavier nun wieder



FOTO: © SDS

(Elizabeth Debicki in der weiblichen Hauptrolle ist es auch), zweiteres weil Hugh Laurie unfassbar unheimlich ist:

Genau: Hugh Laurie alias Dr. House spielt den Bösewicht, einen britischen Waffen- und Drogenhändler. Hiddleston schleicht sich als Nachtwächter in seine Kreise. Klingt simpel, ist aber ein grossartig verzwickter Thriller, gegen den kein James Bond der letzten Jahre ankommt (okay, doch: «Skyfall»). Kein Wunder wird Hiddleston als der nächste Bond gehandelt. Zu sehen u. a. auf **DVD und Blu-Ray**.

3. **Mysteriöse Milieu-Studie: «London Spy»**

Diese britische Mini-Serie lässt einen nicht los – und das nicht nur, weil Bondage ein Thema ist. «London Spy» ist mysteriöser Thriller und Milieu-Studie. Ein einsamer Clubber trifft auf dem Heimweg auf einen Jogger – und es hat Zoom gemacht. Doch die Liebe zwischen den zwei Männern währt nicht lang, denn der Jogger verschwindet spurlos, so spurlos, wie das nur im Spionagemilieu möglich ist. Was folgt, ist ein Fest für Verschwörungstheoretiker und Freunde alter Agentenfilme.

Die Ansiedlung im Schwulenmilieu ist reizvoll, der Plot rätselhaft. Doch vor allem lebt «London Spy» von einer eigentümlichen Atmosphäre und dem grossartigen Schauspiel: Von der Hauptrolle (Ben Whishaw, «Q» in den neuen Bond-Filmen) bis zu Altmeisterin Charlotte Rampling, die in einer Nebenrolle auftritt.

Zu sehen u. a. bei **Netflix**.

4. **In den Fängen der Mafia: «Gomorrha»**

«Gomorrha» weist Parallelen zur amerikanischen Reihe «The Wire» auf. Mit dem Unterschied, dass bei der italienischen Serie der Hauptfokus bei den Kriminellen liegt – und nicht bei der Polizei. Im Zentrum des Geschehens: der Clan des Mafiapaten Pietro Savastano. Dieser kontrolliert den Grossteil des neapolitanischen Drogenhandels, hat allerdings mit einem Konkurrenten zu kämpfen. Es entfalten sich Machtkämpfe innerhalb der Familie, innerhalb der Stadtteile und der Clans.

Das Setting in den Sozialsiedlungen und Palazzi in und um Neapel ist eindrücklich, der lokale Dialekt eigenwillig – und die Bilder sind kraftvoll. «Gomorrha» ist eine starke europäische Antwort auf die amerikanischen Mafia-Serien. Einzig bedauerlich ist das Sprunghafte, das man vor allem in der Entwicklung des jungen Paten feststellt. Abgesehen davon ist die Serie aber sehr explosiv und exquisit.

Zu sehen u. a. auf **Blu-Ray/DVD**.

5. **«The Night of»: Seitenhiebe gegen das Justizsystem**

Zugegeben, der Ausgangspunkt dieses relativ jungen Streichs aus dem Hause HBO ist nicht gerade neu: Mensch stellt

was an, Mensch kann sich nicht erinnern, Mensch wird gejagt, Mensch will wissen, was passiert ist, Mensch gerät ins Fadenkreuz dunkler Machenschaften.

«The Night of» fängt ähnlich an: Ein junger New Yorker Taxifahrer verbringt eine Nacht mit einem mysteriösen Mädchen und wacht am Morgen in ihrem Blut auf. Die Indizien sprechen gegen ihn. Er trägt die Tatwaffe auf sich, hat den Kopf voller wirrer Erinnerungen und die Blutbahnen voller Amphetamine. Ausserdem ist er Pakistani. Schlechte Voraussetzungen für ihn, gute Voraussetzungen für eine schön gemachte (Scorsese lässt grüssen, nicht nur des Taxifahrers wegen) Mini-Serie, die mit grandiosen Schauspielern und gezielten Seitenhieben gegen das willkürliche US-Justizsystem beeindruckt.

Zu sehen u. a. bei **Episodetube.com**.

6. **Dunkle Abgründe unter der Sonne Floridas: «Bloodline»**

Wem das Gros unserer Vorschläge zu nordisch ist, der kann sich an der Sonne Floridas aufwärmen, wo die Netflix-Serie «Bloodline» spielt. Ben Mendelsohn, für seine Leistung mit einem «Emmy»-Award ausgezeichnet, spielt Danny Rayburn, schwarzes Schaf einer angesehenen Familie, der nach vielen Jahren zurückkehrt in diesen abgelegenen, aber touristisch reizvollen Südzügel der Staaten.

Die erste Staffel des Familiendramas hat im vergangenen Jahr zu Recht für Furore gesorgt, ist «Bloodline» doch äusserst mitreissend: Denn hinter Mutters entrücktem Lächeln, den guten Manieren des Polizistensohns oder dem Pflichtbewusstsein der Juristentochter tun sich bei den Rayburns Abgründe auf.

Und auch wenn die im Frühjahr veröffentlichte zweite Staffel nicht mehr so überzeugen mag: Die erste Staffel sollte man keinesfalls auslassen, weshalb wir diese Serie warm empfehlen können: Allein das güldene Licht Floridas tröstet über die dunkleren Monate hinweg.

Zu sehen u. a. bei **Netflix**.

7. **Finger weg von «Marseille»**

Weniger gepackt hat uns «Marseille». Auch mit einem Bein in mafiosen Strukturen verfangen, schildert diese französische Serie einen Machtkampf zweier Politiker. In der Hauptrolle: Gérard Depardieu, der bekannte russische Schauspieler. Er mimt den langjährigen Bürgermeister von Marseille, der eine musische Frau, eine moralische Verpflichtung und ein kleines Kokainproblem hat. Gross ist das Problem, das ihm in Form seines Protégés erwachsen ist. Dieser will hinterücks die Macht an sich reißen. Die Serie kommt nicht so recht in die Gänge, wurde in Frankreich verspottet und wirkt wie ein hilfloser Versuch, «House of Cards» ans Mittelmeer zu transportieren.

Zu sehen u. a. bei **Netflix**.
tageswoche.ch/+qrrgt ×

zu wahrer Grösse zurückgefunden. Denn die in unserem Sprachraum kürzlich veröffentlichte dritte Staffel begeistert mit ihrer Mischung aus Psychothriller und Persönlichkeitsstudien.

Die Idee der grenzüberschreitenden Kooperation – mit all ihren Fallstricken – ist so gut, dass sie von den Amerikanern übernommen und adaptiert worden ist: «The Bridge» spielt am Grenzübergang zu Mexiko. Wir empfehlen aber das vorzügliche skandinavische Original.

Zu sehen u. a. bei **Netflix**.

2. **James Bond kann einpacken: «The Night Manager»**

Tom Hiddleston ist in letzter Zeit vor allem durch seine Liaison mit Popsternen Taylor Swift aufgefallen. Er hat aber noch weit mehr zu bieten als Sugardaddy-Klatsch – zum einen seinen letzten Film «Highrise», eine ganz gelungene Verfilmung des gleichnamigen Sci-Fi-Klassikers.

Zum anderen eine Serie, die hierzulande weit weniger Aufmerksamkeit bekam, als sie verdient hat: «The Night Manager», eine hochkarätige Thriller-Mini-Serie (abgeschlossene Handlung, acht Folgen à 45 Minuten), die sich einem sofort in Herz und Adern katapultiert. Ersteres weil Hiddleston unfassbar unwiderstehlich ist

Elia Rediger, Künstler auf Reisen und Mensch auf Sinnsuche über sein Projekt «Oh Albert» mit der Basel Sinfonietta, LSD und seine Pläne als Hausautor am Konzerttheater Bern.

«Können wir den Begriff Hochkultur bitte weglassen?»

Seine Band The bianca Story liegt im Gefrierfach: Elia Rediger.

FOTO: NILS FISCH

von Marc Krebs



Er ist rumgekommen in den letzten Monaten: Elia Rediger (31). Der Basler, bekannt als Sänger von The bianca Story, reiste in den Kongo, wo er 1985 zur Welt kam. Und er lebte in Paris, als Stipendiat des CMS-Programms «Atelier Mondial». Dort schrieb er unter anderem ein Libretto für «Oh Albert», ein Konzeptstück über LSD, ein Trip ins Feld der neuen Musik. Das Sorgenkind von Albert Hofmann hat den Sänger inspiriert, die Basel Sinfonietta hat ihn zur Umsetzung animiert.

Elia Rediger, vor vier Jahren kandidierten Sie fürs Basler Regierungspräsidium. Eine einmalige Sache?

Das Politische? Nein. Ich bin noch immer interessiert daran. Und finde auch, dass wir Künstler uns nicht der Verantwortung entziehen können. Ich stand ja immer zu meiner Dossierunsicherheit.

Sie versprochen ja mehr Spass. Der Basler Regierungsrats-Wahlkampf findet diesmal ohne Sie statt. Viel Ausdauer haben Sie nicht bewiesen.

Als Profipolitiker? Das stimmt. Aber ich habe ja immer gesagt, dass ich erst Politiker sei, wenn ich gewählt bin.

Gewählt worden sind Sie dafür zum Hausautor am Konzerttheater Bern. Überhaupt trifft man Sie öfter an subventionierten Häusern an: weil sie dort anständige Gagen bezahlen?

Nein, ich werde immer wieder von solchen Institutionen eingeladen, weil ich nicht so an gängigen Konventionen interessiert bin.

Als Hofnarr der Hochkultur?

Genau. Wobei mich Geschichten, Dämonen, Dystopien, Utopien, Poesie

interessieren und nicht Institutionen. Könnten wir den Begriff «Hochkultur» daher bitte weglassen in diesem Artikel?

Zu spät. Könnte der Titel werden.

Ungern. Hochkultur ist so fern von meinem Schaffen, das stellt mich auf einen falschen Sockel. Ich stecke mein Geld immer ins nächste Projekt. Dass ich von den Häusern Aufträge bekomme, ist ein Glück, klar, ich muss nicht hinter einer Bar arbeiten. Aber ich tanze keinem Intendanten hinterher für meine Projekte.

Sondern?

Ich suche Reibungen, Neuland. In Bern plane ich eine Produktion, bei der ich mit kongolischen Musikern arbeite. Ich bin gerne Realisateur verrückter Ideen, so sah ich auch schon meine Rolle bei The bianca Story. Die anderen langten sich da manchmal an den Kopf...

Sie reden in der Vergangenheitsform.

Gibt es The bianca Story nicht mehr?

Sagen wir es so: Sie liegt im obersten Gefrierfach.

Warum?

Weil wir uns aneinander zu zerreiben drohten – und unsere Freundschaft nur retten konnten, indem wir uns Raum gaben. Wir waren ein bunter Haufen mit verschiedenen Vorlieben. Wir waren gut als aktionistisches Team, aber im Studio, und beim Songwriting ging es hoch emotional zu und her, da ging es um Ideologien. Und für mich stimmte am Schluss einiges nicht mehr, was wir mitmachen mussten. Der ganze Medienrummel etwa.

«Ich finde, es ist jedermanns eigene Sache, wie er mit Drogen umgeht.»

Daher haben Sie einen eigenen Weg eingeschlagen?

Ja. Wie wir uns als Band verkaufen mussten, entfernte sich einfach von mir selber. Dabei wurde mir klar, dass ich ein neues Kapitel für mich aufschlagen musste. Da kam der Umzug nach Berlin gelegen, auch meine Aufenthalte in Paris und im Kongo. Wichtige Momente, in denen ich viele neue Songs geschrieben habe, die auf mich tröstend wirken, meine Sehnsucht nach einer Utopie beflügeln, nach einer anderen Welt...

Ein Mann auf Sinnsuche?

Auf jeden Fall, ja.

Diese Suche führen Sie mit der Sinfonietta Basel fort, in Ihrem Werk: «Oh Albert», einem «LSD-Oratorium». Worum geht es im Stück?

Um Alice D25, die Tochter von Albert Hoffmann, und ihr Schicksal: Die Leute von Sandoz setzten eine Hippie-Göttin in die Welt – und als sie merkten, was ihre Wirkung war, stiessen sie sie aus.

Vor 50 Jahren wurde LSD verboten.

Genau, deshalb ging Alice in den Underground und wagt nun die Rückkehr,

um ihre nächste Revolution zu starten: Woodstock 2.0. Dabei trifft sie auf ihr Profilbild, das schöner ist als sie. Und verspricht ihr das, was sie 1966 schon den Studenten versprochen hatte: die Verschmelzung mit dem neuen Universum.

Klingt abgefahren.

Wird es auch, es hört sich recht zappesk an. Ich habe die Musik mit William Brittle, einem New Yorker Komponisten, entwickelt. Er bewegt sich ebenso im Punk wie in der Klassik. Mit solchen Grenzgängern zusammenzuarbeiten, finde ich spannend. Wir kennen uns erst virtuell, haben das Stück via Skype geschrieben.

Wer hat das Projekt angestossen?

Etienne Abelin, der Dirigent, fragte, ob ich mir eine Zusammenarbeit mit der Basel Sinfonietta vorstellen könnte. Ich überlegte, welches Thema zu Basel passen würde. Da ging mir LSD durch den Kopf, das hier entdeckt wurde und die Hippiebewegung prägte. Zuvor übernahm die Religion all das, was nicht fassbar war.

Deshalb nennen Sie es Oratorium?

Ja, weil es mir nicht um einen Drogentrip geht, sondern um etwas Spirituelles.

Thom Luz hat 2015 LSD auf die Bühne gebracht am Theater Basel. Sind sie erschrocken, als Sie hörten, dass er am gleichen Thema dran ist?

Als wir telefonierten, mussten wir über den Zufall lachen. Er hat ja Hoffmanns Buch, «LSD mein Sorgenkind», inszeniert. Mein Stück geht stärker in die Fiktion. Auf jeden Fall ist es etwas anderes.

Wie war denn Ihr erstes Mal mit Alice?

Das kann ich nicht sagen.

Warum nicht?

Weil ich es nicht möchte. Ich finde, es ist jedermanns eigene Sache, wie er mit Drogen umgeht.

Und die Musiker der Sinfonietta ...

...haben alle schon mal genommen. Die kriegen auch Filzli zu essen vor dem Konzert (lacht).

Ein Orchester spielt, Sie singen, Gregor Brändli filmt: ein Megaprojekt für drei Aufführungen. Geht es danach weiter?

Als Film auf jeden Fall, die Konzerte werden ja dafür aufgezeichnet und das Publikum ist Teil eines Drehs. Und es existiert eine Partitur, 190 Seiten voller Noten, das heisst, es könnte auch von anderen Leuten aufgeführt werden. Was ich grossartig fände: So könnte ich mal ein Konzert von mir schauen, ohne auf der Bühne zu stehen. Auf jeden Fall stehen «Alice» jetzt verschiedene Türen offen.

Das klassische LSD-Problem also: Viele Türen, aber keine Ahnung, wo es rausgeht?

(Lacht) Kann man so sehen.

Was bringt die Zukunft?

Ach, lassen Sie uns Alice fragen ... Ich hoffe Love, Peace & Rock 'n' Roll. tageswoche.ch/+e6512 ×

«Oh Albert»: Freitag, 7. Oktober und Samstag, 8. Oktober, 21 Uhr, in der Kaserne, Basel.

Illustrationalisierung



Gezeichnete Stadt

Sechs Schweizer Illustratoren zogen diese Woche durch die Stadt und zeichneten, was ihnen vor den Block lief. Die Reportagen wurden im Schablonendruckverfahren auf Papier gebracht und können ab Freitag frisch gebunden im Kosmos gekauft werden. Dort wird auch der Start des Balsam Magazins gefeiert, das ab Montag die Reportagen online präsentiert. ×

Vernissage der ersten Illustrationalisierung mit Reportagen von Lena Scheiwiller, Conradin Wahl, Simon Kiener, Lea Gross, Rahel Messerli, Deborah Lätsch.
7. Oktober, 20 Uhr, Kosmos, Klybeckstrasse 69, Basel. www.balsam.cc

Fratzen des Krieges

Elend in Schwarz

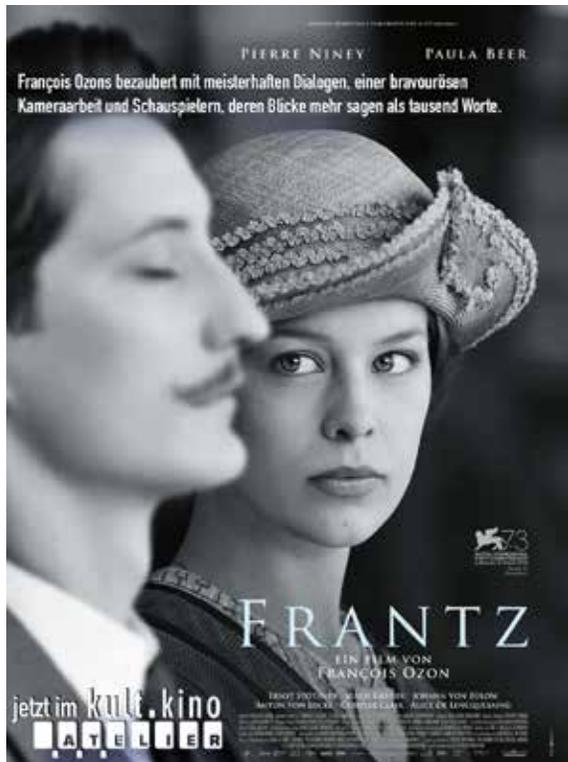
Brandaktuelles Elend, das viele zum Schutz ihrer heilen Welt gerne ignorieren, befeuert drei Künstler aus Basel zu engagierter Kunst mit Haltung. Politisch unkorrekt und tiefschwarz werden Besuchern mit Bildern, Fotos sowie Texten Fratzen des Krieges, daraus folgendes Menschenleid sowie ökologische Skandale vor den Latz geknallt. ×

Gruppenausstellung mit Ana Vujic, Christian Robles, Joel Vergeat, Vernissage: 8. Oktober von 18–20 Uhr, Galerie Daepfen, Müllheimerstr. 144, Basel. Die Ausstellung läuft bis 12. November. www.gallery-daeppen.com

Kinoprogramm

Basel und Region 07. bis 13. Oktober

ANZEIGE



BASEL CAPITOL

Steinenvorstadt 36 kitag.com

- **FINDET DORIE** [4/4 J]
14.00/17.00/20.00^D
14.00/17.00/20.00^{E/diff}

KULT. KINO ATELIER

Theaterstr. 7 kultkino.ch

- **SING STREET** [6/4 J]
FR/SO: 12.00-SA: 11.00^{E/diff}
- **L'ÉCONOMIE DU COUPLE** [10/8 J]
FR/SA/MO-MI: 12.15^{F/d}
- **HIERONYMUS BOSCH - THE GARDEN OF DREAMS** [16/14 J]
FR/SA/MO-MI: 12.20^{Ov/d}
- **MR. GAGA** [6/4 J]
20.50-FR/SA/MO-MI: 12.30^{Ov/d}
- **PRINCESS SHAW** [16/14 J]
FR/MO-MI: 12.45
SA/SO: 13.00^{E/diff}
- **CÉZANNE ET MOI** [8/6 J]
14.00/18.30/21.15^{F/d}
- **FRANTZ** [12/10 J]
14.00/18.00/20.30^{Ov/diff}
- **SNOWDEN** [12/10 J]
14.00/20.15^{E/diff}
- **EL OLIVO** [8/6 J]
14.30^{Sp/diff}
- **TSCHICK** [12/10 J]
14.30/19.00^D
- **WIENER DOG** [16/14 J]
16.15^{E/d}
- **LA TORTUE ROUGE** [8/6 J]
16.20^{ohne Dialog}
- **CAPTAIN FANTASTIC** [12/10 J]
16.30/21.00^{E/diff}
- **HEDI** [16/14 J]
16.30^{Ov/diff}
- **LOOKING LIKE MY MOTHER** [14/12 J]
16.45-SO: 11.00^{D/EI/F/diff}
- **TONI ERDMANN** [12/10 J]
18.00^D
- **BARAKAH MEETS BARAKAH** [16/14 J]
18.30^{Ov/diff}
- **LET'S MAKE MONEY**
SO: 11.00^{Dv}
- **AWAKE: THE LIFE OF YOGANANDA** [16/14 J]
SO: 11.15^{E/d}

KULT. KINO CAMERA

Rebgasse 1 kultkino.ch

- **RETURN TO HOMS**
FR: 14.00^{Ov/d}
- **UN JUIF POUR L'EXEMPLE** [14/12 J]
FR-SO: 14.30-MO-MI: 16.45^{F/d}
- **MÉDECIN DE CAMPAGNE** [8/6 J]
FR-SO: 16.15-MO-MI: 18.15^{F/d}
- **HOMELAND** FR: 18.00^{Ov/d}
- **LOU ANDREAS-SALOMÉ** [12/10 J]
18.30^D
- **EUROPE, SHE LOVES** [16/14 J]
20.45^{E/d}
- **THE SECRET OF THE SEVEN SISTERS 1**
SA: 14.00^{Ov/d}
- **IN THE SANDS OF BABYLON**
SA: 15.30^{Ov/d}
- **THE SCREAM**
SA: 18.00^{Ov/d}
- **HAUNTED**
SA: 20.45^{Ov/d}
- **THE MUSIC OF STRANGERS: YO-YO MA AND THE SILK ROAD ENSEMBLE** [6/4 J]
SO: 10.45-MO-MI: 16.30^{Ov/d}
- **THE SECRET OF THE SEVEN SISTERS 2**
SO: 11.30^{Ov/d}
- **VOR DER MORGENRÖTE** [8/6 J]
SO: 12.30-MO-MI: 21.00^{Ov/diff}
- **VERBOTENE BILDER**
SO: 13.00^{Ov/d}
- **THE SILENCE OF SHEPHERD**
SO: 14.15^{Ov/d}
- **DAECH, NAISSANCE D'UN ÉTAT TERRORISTE**
SO: 16.30^{Ov/d}
- **MOI, JE SUIS AVEC LA MARIÉE**
SO: 19.30^{Ov/d}

NEUES KINO

Klybeckstr. 247 neueskinobasel.ch

- **1984**
FR: 21.00^{E/d}
- **FROHES SCHAFFEN - EIN FILM ZUR SENKUNG DER ARBEITSMORAL**
SA: 21.00^D

PATHÉ KÜCHLIN

Steinenvorstadt 55 pathe.ch

- **DIE INSEL DER BESONDEREN KINDER - 3D** [12/10 J]
FR/SO: 10.00
FR/SO/DI: 15.20/18.00

- FR: 23.20-SA/MO-MI: 12.40
SA/MO: 20.40-MI: 20.20^D
FR/SO/DI: 20.40-SA/MO: 18.00
SA: 23.20^{E/diff}

- **DIE INSEL DER BESONDEREN KINDER** [12/10 J]
FR/SO: 12.40-SA/MO-MI: 10.00
SA/MO/MI: 15.20^D
- **SNOWDEN** [12/10 J]
FR/SO/DI: 10.00/21.00
FR/SO-MI: 12.45-FR/SO: 15.30
SA: 12.30/15.20/23.45
MO: 18.15^D
- **FR: 17.45/23.45-SA: 9.45**
SA/MO: 21.00-SO/DI: 18.15
MO/MI: 10.00-MI: 20.30^{E/d}
- **ICE AGE - KOLLISION VORAUSS! - 3D** [6/4 J]
FR/SO/DI: 10.20
SA/MO/MI: 12.30^D
- **UNSERE ZEIT IST JETZT** [12/10 J]
FR/SA/MO-MI: 10.20/15.20/17.50
FR/SA: 12.50
FR/SA/MO/DI: 20.20
SO: 13.30/16.00/18.30
SO/MI: 21.00^D
- **WAR DOGS** [12/10 J]
FR: 10.20/12.50/15.15/21.15
SA: 12.30/15.00/23.45
SO/DI: 10.30/20.30
SO-MI: 13.00/15.30
MO/MI: 18.00^D
FR: 18.15/23.45
SA: 10.00/21.00-SO/DI: 18.00
MO/MI: 10.30/20.30^{E/diff}
- **DIE GLORREICHEN SIEBEN** [14/12 J]
FR-SO/DI/MI: 10.30/15.30/18.15
FR/SO/DI: 21.00
MO: 14.00/16.45^D
- **FINDET DORIE - 3D** [0/0 J]
FR/SO/DI: 10.40/15.20
FR/SO/DI/MI: 17.45
FR/MO/MI: 20.10-FR: 22.30
SA/MO/MI: 13.00
SA: 20.30/22.50^D
SA: 18.10-SO/DI: 20.10
MO: 17.45^{E/d}
- **FINDET DORIE** [0/0 J]
FR/SO/DI: 13.00
SA/MO/MI: 10.40-SA: 15.15
MO/MI: 15.20^D
- **PETS** [0/0 J]
10.45^D
- **PETS - 3D** [0/0 J]
14.40-FR/SO/DI: 12.30
SA/MO/MI: 10.20^D
- **SMS FÜR DICH** [12/10 J]
12.50^D
- **CONNI & CO.** [6/4 J]
FR-SO/DI/MI: 13.15-MO: 11.45^D
- **DIE UNFASSBAREN 2** [10/8 J]
15.10-FR-DI: 20.30^D
- **NERVE** [12/10 J]
FR/SO-MI: 16.45-FR/SA: 23.45^D
- **THE PURGE: ELECTION YEAR** [16/14 J]
17.50-FR/SA: 23.10^D
- **SAUSAGE PARTY** [16/14 J]
FR/SO/DI: 19.00-FR: 0.50
SA: 23.50^{E/diff}
FR: 23.50-SA: 16.45
MO/MI: 19.00^D
- **BLAIR WITCH** [14/12 J]
FR/MO/MI: 21.00
FR/SA: 22.50/0.50-SA: 19.00^D
SO/DI: 21.00^{E/d}
- **METROPOLITAN OPERA: Tristan und Isolde** [0/0 J]
SA: 18.00^{Ov/d}
- **VERRÜCKT NACH FIXI**
MO-MI: 12.50/15.30^D
- **ROYAL SHAKESPEARE COMPANY: King Lear** [0/0 J]
MI: 20.00^E

PATHÉ PLAZA

Steinentorstr. 8 pathe.ch

- **BAD MOMS** [14/12 J]
13.45/16.00/18.15
FR/SA/MO/MI: 20.30
FR/SA: 22.45^D
SO/DI: 20.30^{E/diff}

REX

Steinenvorstadt 29 kitag.com

- **UNSERE ZEIT IST JETZT** [12/10 J]
14.30/17.30/20.30^D
- **THE MAGNIFICENT SEVEN** [14/12 J]
FR-DI: 15.00-FR-MO/MI: 18.00^{E/diff}
- **SAUSAGE PARTY** [16/14 J]
FR-MO/MI: 21.00^{E/diff}
- **KITAG CINEMAS MOVIE NIGHT: Inferno**
DI: 20.00^{E/diff}
- **VERRÜCKT NACH FIXI**
MI: 15.00^D

STADTKINO

Klostergasse 5 stadtkinobasel.ch

- **BROKEN FLOWERS** [0/0 J]
FR: 16.15-MO: 21.00^{E/diff}

- **SCHARF BEOBACHTETE ZÜGE** [16/14 J]
FR: 18.30^{Ov/diff}
- **PATERSON** [12/10 J]
FR: 21.00^{E/diff}
- **TOUTE UNE NUIT** [16/14 J]
SA: 15.15^{F/d}
- **EIN LAUNISCHER SOMMER** [0/0 J]
SA: 17.30^{Ov/diff}
- **DOWN BY LAW** [12/10 J]
SA: 20.00^{E/diff}
- **SLEEPWALK**
SA: 22.15^{E/diff}
- **PERMANENT VACATION** [12/10 J]
SO: 13.30^{E/diff}
- **LERCHEN AM FADEN** [16/14 J]
SO: 15.30^{Ov/diff}
- **HISTOIRES D'AMÉRIQUE**
SO: 17.30^{F/d}
- **GHOST DOG** [16/14 J]
SO: 20.00^{E/diff}
- **BLUE IN THE FACE** [12/10 J]
MO: 18.30^{E/diff}
- **JE TU IL ELLE**
MI: 18.30^{F/e}
- **MYSTERY TRAIN** [12/10 J]
MI: 21.00^{E/diff}

STUDIO CENTRAL

Gerbergasse 16 kitag.com

- **THE BEATLES: EIGHT DAYS A WEEK** [4/4 J]
14.15/20.15^{E/d}
- **THE LIGHT BETWEEN OCEANS** [12/10 J]
17.15^{E/diff}

FRICK MONTI

Kaistenbergstr. 5 fricks-monti.ch

- **FINDET DORIE - 3D** [0/0 J]
SA/MO/MI: 15.30-SA: 20.15^D
- **BAD MOMS** [14/12 J]
SA: 18.00-SO/MO/MI: 20.15^D
- **PETS - 3D** [0/0 J]
SO: 13.30^D
- **SMS FÜR DICH** [12/10 J]
SO: 18.00^D

LIESTAL ORIS

Kanonengasse 15 oris-liestal.ch

- **FINDET DORIE - 3D** [0/0 J]
FR-SO: 13.30-FR/SA: 18.00
MO-MI: 15.45^D
- **FINDET DORIE** [0/0 J]
FR-SO: 15.45-SO: 11.00
MO-MI: 13.30/18.00^D
- **SNOWDEN** [12/10 J]
FR-DI: 20.15^D
- **THE PURGE: ELECTION YEAR** [16/14 J]
FR/SA: 22.55^D
- **PETS** [0/0 J]
SA: 11.00^D
- **BAD MOMS** [14/12 J]
SO: 18.00^D
- **MENS NIGHT: Inferno**
MI: 20.15^D

SPUTNIK

Poststr. 2 palazzo.ch

- **BARAKAH MEETS BARAKAH** [16/14 J]
FR: 18.00^{Ov/d}
- **FRANTZ** [12/10 J]
FR-MO: 20.15-DI/MI: 18.00^{Ov/diff}
- **MÉDECIN DE CAMPAGNE** [8/6 J]
SA: 18.00^{F/d}
- **THE MUSIC OF STRANGERS: YO-YO MA AND THE SILK ROAD ENSEMBLE** [6/4 J]
SO: 11.00^{Ov/diff}
- **LA VACHE** [6/4 J]
SO: 15.30^{F/d}
- **EL OLIVO** [8/6 J]
SO: 18.00^{Sp/diff}
- **MR. GAGA** [6/4 J]
MO: 18.00^{Ov/d}
- **TSCHICK** [12/10 J]
DI: 20.15-MI: 15.30^D
- **UN JUIF POUR L'EXEMPLE** [14/12 J]
MI: 20.15^{F/d}

SISSACH PALACE

Felsenstrasse 3a palacesissach.ch

- **CONNI & CO.** [6/4 J]
14.00^D
- **FINDET DORIE** [0/0 J]
16.00^D
- **FRANTZ** [12/10 J]
FR-MO: 18.00-DI/MI: 20.30^{Ov/diff}
- **BAD MOMS** [14/12 J]
FR-MO: 20.30-DI/MI: 18.00^D
- **VOR DER MORGENRÖTE** [8/6 J]
SO: 10.30^D

EXKLUSIVE VORTEILE
SCHWEIZWEIT GÜLTIG

PATHE PASS

UNLIMITIERTES
KINOVERGNÜGEN

40.^{CHF}
/ MONAT

Konditionen an der Kinokasse und online erhältlich.

BASEL MI STADT PATHE MI KINO pathe.ch/basel



Happy Birthday, Instagram. Für einmal ohne Filter und doch total verkitscht.

Kultwerk #249

Vor sechs Jahren wurde Instagram erfunden. Seither gilt weltweit: Filter, Freude, Eierkuchen.

Schöne neue Insta-Welt

von Naomi Gregoris

Eigentlich wollte sie den jubelnden Anhängern ihr Programm vorstellen. Aber als Hillary Clinton kürzlich bei einer Wahlveranstaltung in Florida aufs Podest stieg, sah niemand hin. Das Bild davon ging um die Welt: ekstatische Wähler, zufriedene Kandidatin – und dazwischen jede Menge Bildschirme. Stell dir vor, es ist Hillary und keiner schaut hin.

Dabei bedeutet hinsehen eben längst nicht mehr mit eigenen Augen hinsehen. Hinsehen funktioniert auch hervorragend durchs Smartphone. Noch besser, wenn man sich dabei selbst mit ins Bild zwängt.

Seit jeder ständig seinen eigenen kleinen Fotoapparat bei sich trägt, gilt das Credo «Pics or it didn't happen!». Jeder Moment muss festgehalten, dokumentiert und mit ein paar reisserischen Hashtags

versehen werden, um zu beweisen: Das hat tatsächlich so stattgefunden. Und wichtiger noch: Ich war dabei.

Nicht ohne meinen Filter

Massgeblich beteiligt an diesem Trend ist eine App, die für immer verändert hat, wie Digital Natives ihre Welt wahrnehmen – durch einen Filter. Am 6. Oktober 2010 lancierten zwei Geeks in Kalifornien einen Onlinedienst, der das Teilen von Fotos ermöglicht. Das war an und für sich nichts Neues, die Plattform Tumblr, auf der man Bilder, Zitate, Video- und Audiodateien mit anderen teilen kann, hatte bereits über 20 Millionen Nutzer. Was Instagram so einzigartig machte, war etwas anderes: Die Bilder, die man teilte, liessen einen so richtig gut aussehen.

Dank Filter-Funktion konnte man so tun, als hätte man das Bild bei Sonnenschein aufgenommen, in buntester Umge-

bung oder – und das war die beliebteste Funktion – 50 Jahre früher. Retro-Filter ermöglichen Instant-Nostalgie, jedes Bild sieht aus wie aus Grossmutter's Album, jeder Füllmoment wie ein herrlicher Schnappschuss aus einer Zeit, in der man sich noch mit richtigen Dingen beschäftigte.

Zehn Millionen Nutzer in einem Jahr

Das Konzept schlug ein: Ein, zwei Tage nachdem die Gründer Kevin Systrom und Mike Krieger das erste Bild veröffentlicht hatten (Systroms Flipflop-Fuss plus Golden Retriever) hatte die App 10 000 Nutzer. Ein Jahr später waren es zehn Millionen. Apple kürte Instagram zur «iPhone-App des Jahres» und Mark Zuckerberg klopfte an. 2012 übernahm Facebook die App für eine Milliarde Dollar – ein Vermögen für ein Start-up, das zu der Zeit keine zwanzig Menschen beschäftigte.

Aber Zuckerberg weiss, was die Leute wollen, und die Leute wollen Instagram: Heute nutzen 500 Millionen die App, täglich werden 80 Millionen «Ich war da»-Statements geteilt. Oder wie es Kevin Systrom an einem Symposium im April ausdrückte: Momente festgehalten. Das ist Instagram ganz wichtig: Es geht nicht um Profilierung, es geht um das Teilen von Momenten. Und zwar so, wie sie nie stattgefunden haben: weichgezeichnet, übersaturiert, sorgfältig kuratiert.

Aber das tut für Instagram nichts zur Sache. Hier wird auf «positivity» gesetzt, wie bei Facebook, wo nur «Gefällt mir» infrage kommt, und der Rest über Emotions-Buttons verhandelt wird. Ganz im Sinne Systroms: Das Zusammenleben und der Austausch mit anderen würden in Zukunft noch emotionaler und unmittelbarer werden. Das Teilen von Bildern ermögliche eine Intimität, wie sie mit Worten selten vorhanden gewesen sei.

Eine Intimität, die besonders für Unternehmen ein gefundenes Fressen darstellt: Für Firmen wie L'Oréal oder Nike ist Instagram einer der wichtigsten Kanäle, um Jugendliche zu erreichen. So nehmen Firmen an der digitalen Lebenswelt ihrer potenziellen Kunden teil, indem sie Profile analysieren, Präferenzen herauslesen und geeignete Produkte per Blogger oder Werbung direkt auf den sozialen Kanälen vermarkten.

Mit gutem Grund ist das beliebteste Foto auf Instagram eines, das Werbung und Lebenswelt perfekt vereint: Popstar Selena Gomez mit einer Cola-Flasche, auf der eine Strophe ihres Songs «Me and the Rhythm» abgebildet ist: Jackpot. Alle lieben Gomez (mit 100 Millionen Followern die meistbeachtete Person auf Instagram), alle lieben Cola, alle lieben Instagram. Ergebnis: Ganze 5,6 Millionen Mal wurde das Bild bis jetzt gelikt.

Zahlen zum Einfluss auf den Cola-Absatz gibt es nicht, und ob Gomez tatsächlich Cola trinkt, sei dahingestellt. Es ist auch absolut egal. Pic and it did happen. tageswoche.ch/+ra36i ×



Ein GIF kann nicht auf Papier dargestellt werden (das geht nur bei Harry Potter) – es sei denn, Sie schneiden die Einzelbilder aus und basteln daraus ein Daumenkino.

Zeitmaschine

Die animierten Bilder sind fast so alt wie das Internet: Nächstes Jahr feiert das GIF seinen 30. Geburtstag.

Nervöse Bildchen auf dem Schirm

von Hans-Jörg Walter

Mittlerweile hat das nervöse Bildformat schon einige Jahre auf dem Buckel. 2017 wird es dreissig und jeder Internetnutzer hat schon Bekanntschaft mit ihm gemacht: Das GIF, das Graphics Interchange Format, war eines der ersten elektronischen Bildformate, das online genutzt wurde.

1987 erblickte es das Licht der Röhrenbildschirme. Entwickelt hatte das Format ein gewisser Steve Wilhite für die Darstellung und Übermittlung von Bildern. CompuServe, eines der ersten grossen Onlineportale, führte es in seine Dienste ein und das noch junge Web wandelte sich rasend schnell von einem reinen Text- zu einem Bildmedium.

Und das GIF konnte noch mehr: Transparenz und Animation. Einzelne Bildpartien konnten auf transparent gestellt werden, um so darunterliegende Hintergründe durchscheinen zu lassen. Die Ani-

mation, also das Abspielen mehrerer Bilder nacheinander innerhalb einer Datei, ermöglichte Bewegung. Und es hatte auch schon eine effiziente Datenkompression (LZW) eingebaut – die ihm später allerdings fast das Genick gebrochen hätte. Dieses Verfahren ermöglichte es, Bilder, die eigentlich viel Speicherplatz benötigten, mathematisch zu schrumpfen und so in vernünftiger Zeit über das noch lahme Worldwideweb zu schicken.

Auf einmal werden Gebühren fällig

Als Anfang der Neunzigerjahre bei uns die ersten Websites entstanden, bedienten sich die frischen Webdesigner bei den vielen schon vorhandenen GIFs und schmückten ihre meist dunklen oder grauen Websites mit gelbrot blinkenden «New»- und rotierenden «E-Mail»-Buttons oder einer grottenschlecht animierten «under construction»-Meldung. Webvideo war noch kein Thema und so wurden die ersten Kinotrailer als mehrsekündige tonlose GIF-Filmchen gestaltet.

Doch 1994 entdeckte die Softwarefirma Unisys, dass sie ein bereits 1983 eingereichtes Softwarepatent auf das im GIF verwendete LZW-Verfahren besass, und verlangte von CompuServe massive Lizenzgebühren. Das GIF war zu dieser Zeit schon so weit verbreitet, dass sich die Softwarehersteller den Forderungen nicht widersetzen konnten.

Auch ging Unisys rechtlich gegen einzelne Anwender vor, die GIF-Bilder auf ihren Websites einsetzten, die von nicht lizenzierten Programmen erzeugt wurden. Als Reaktion auf diesen rechtlichen Ärger wurden andere, neue «freie» Bildformate entwickelt – die bekanntesten heissen JPG und PNG.

Ein anerkanntes Wort

Das US-Patent lief am 20. Juni 2003 aus und das GIF durfte fortan von jedermann und jeder Software erzeugt und verbreitet werden. Qualitativ waren die neuen Formate dem GIF zwar überlegen. Doch sein Bekanntheitsgrad und die Möglichkeiten der Animation verhalfen ihm zu neuer Blüte im Web 2.0. Auch auf den damals neuen Smartphones machten sich die GIFs von Anfang an gut – blinkende Smilies in Chats, Snapchat & Co sind nicht mehr wegzudenken. Es wird «geGIFt», was das Zeug hält.

Im Jahr 2012 wurde «GIF» offiziell als Substantiv und Verb in der englischen Sprache anerkannt. Der amerikanische Zweig der Oxford University Press kürte es zum Wort des Jahres, da sich GIF «zu einem Werkzeug mit ernsthaften Anwendungen in Journalismus und Forschung entwickelt habe».

Auf Giphy.com kann man aus Millionen GiFs neue Kreationen basteln, immer hart am Rand der Geschmackslosigkeit. tageswoche.ch/+eoxhd x

Ab 1000 Metern über Meer herrscht im Tessin «Deutschschweizer-Vorrang». Doch auch die Einheimischen haben etwas davon, wenn wir auf Cortoi die Dolce Vita geniessen.

Rustici, Marroni und viel Sonne

von Olivier Joliat

Die Busfahrt endet in Mergoscia, einem Bergdorf am Ausgang des Verzascatals. Vom idyllischen Dorfplatz blickt man über den Stausee, von dessen Mauer schon James Bond jumppte, runter in die Magadino-Ebene und auf den Lago Maggiore.

Noch schöner ist die Bella Vista auf den Monti di Cortoi, dem 250 Meter höher gelegenen Maiensäss. Also Rucksack schultern und zwischen Steinhäusern über Steinstufen steigen, bis man in den Kastanienwald eintaucht.

Die 40 Minuten Marschzeit dehnen sich um diese Jahreszeit, da man unterwegs schon Marroni sammelt. Kreuzt man unterwegs andere Wanderer, hört man an ihrem «Bon Tschornno», dass auch ein Grüezi ginge. Die vielen Rustici am Südhang sind heute fast ausschliesslich in Deutschschweizer Hand.

Doch dank Initiativen wie dem Campo Cortoi leben Kultur und Tradition wieder auf. Eine Zürcher Genossenschaft begann 1963 die rund zehn auf 1000 Metern über Meer gelegenen Rustici wieder aufzubauen. Eine Kläranlage wurde erstellt und in den Rustici fliesst Quellwasser. Dank Solaranlagen gibt es sogar Strom für Licht und warmes Wasser für die Duschen.

Die Kastanie als Lebensbaum

Nach Sonnenuntergang wird es frisch, man trifft sich ums Feuer. Gekocht wird mit Holz. So dauert alles etwas länger, aber man hat Zeit, und kulinarisch toppt die rustikale Küche alle modernen Schaumschlägereien. Bei Wein, Grappa und gerösteten Marroni, unter der Pergola mit Blick auf die Seen und das Lichtenmeer, kann man bestens darüber sinnieren, wie hart das Leben hier früher wohl war.

Denn das war es in der Tat, wie ein Spaziergang auf dem Naturweg von Pro Mergoscia zeigt. Historische Gebäude wie eine alte Backstube, eine Trauben- und Walnusspresse sowie ein Brennofen wurden auf Initiative eines ehemaligen Alpwirts saniert und mit Infotafeln versehen.

Das Herzstück ist die Kastanienselve, die traditionelle Hochstamm-Anlage mit Edelkastanien. Früher war die Kastanie hier der Lebensbaum. Die Früchte bildeten die Nahrungsgrundlage, der Stamm lieferte Holz zum Bauen und Heizen.



Hart verdient: Steiler Aufstieg verspricht schöne Sicht.

FOTO: OLIVIER JOLIAT

Doch das reicht heute nicht, um die Alp am Leben zu halten. Das Angebot auf Cortoi wird darum ständig erweitert. Anfangs vor allem auf Jugendlager ausgerichtet, will das Campo mit Wildkräuter-, Holzer- und Trockenmauerbau-Kursen sowie Yoga-Wochen mehr Erwachsene anlocken.

Das junge Alpwirtpaar Stefanie Buschle und Mario Sterchi muss neues Geld ins Campo Cortoi bringen, denn 2018 werden die Subventionen von Zürich gestrichen und der Unterhalt der Alp ist nicht mehr

möglich. Nicht nur für die Deutschschweizer wäre das ein Verlust. Denn mittlerweile kommen sogar die Luganesi hoch, eine Familie aus Mergoscia vermietet Esel für den Warentransport, und ohne das Campo wäre der Dorfladen längst geschlossen.

Auch die Bewohner selbst steigen zaghaft wieder hoch – etwa zur herbstlichen Castagnata, wo mit Spiel und Musik gemeinsam die Kastanienernte gefeiert wird.

tageswoche.ch/+ajyrb

×

Anstossen

An der Castagnata, dem jährlichen Kastanienfest mit Marroni – natürlich – und Musik. Dieses Jahr am 15. und 16. Oktober.

Ankommen

Bei den Alpwirten Stefanie Buschle und Mario Sterchi; sie betreiben ein kleines Ferien- und Lagerdorf mit 30 günstigen Schlafplätzen verteilt auf verschiedene Häuser, teils mit eigener Küche.

Ankaufen

Auf Cortoi kann man Fleisch von eigenen Hinterwäldern Rindern sowie Salami und andere Würste kaufen. Auch Eier, Honig, Wein und Grappa bekommt man auf der Alp.

Anreisen

Mit dem Zug nach Locarno. Von dort mit dem Fart-Bus bis Mergoscia Endstation. Mit dem Auto bis Tenero und von dort hoch nach Mergoscia.

Kreuzworträtsel

sie leitet Nonnenkloster	kleiner Binnenstaat in Ostafrika	neuer Theaterdirektor in Basel	knapper Badeanzug für Frauen	Ausstattung (b. Theater)	Ort z.B. nach einer Operation	Schmelzübergang	stand einst für CH-Post u. Swisscom	Alligator aus Südamerika	engagierter Schwärmer
				Landschaftsgarten bei Arlesheim					
B..h = darin liest man		Riese aus der griech. Mythologie	engl.: schmerzen			der, in Spanien	Autokennzeichen v. Massagno	Zuggattung	
				er ist auch ein Onkel			alk. Getränk mit Honig Haare über Auge		
Gebiet um den Nordpol	chem. Zeichen f. Indium		Drehimpuls, sagen dazu Physiker				Komponist (Johann Sebastian)		
CH-Nationalmannschaft für Fans							knappe Randnummer	engl.: über, nach	
Pflanze, die Tarzan liebte	einstiger Abschiedsgruss	Dreifachvokal					er spielt beim FCB	Knochen, den Romands kennen	
freistehende Säule mit Relief u.a.	beliebte Hunderrasse	bestimmter weibl. franz. Artikel					... Domeck nahe von Domach	listenförmige Übersicht	mit dt ein typischer Basler Name ("Daig")
							nicht ACS sondern der		
100 Quadratmeter ergeben eine	unbestimmter Artikel	Untereinheit von Fr	Atmungsorgan von Fischen	dieser Mansutti, Basler Fotograf	fließt durch Rom	Schauspieler spielen eine	Handlung		
		franz.: nichts spezielles Bier		junger Teil einer Pflanze				nicht klar umrissen	flache Gelände bei Gewässer
Gott habe Menschen aus einer geschaffen			Sternbild nahe Himmelsäquator				uralter weibl. Vorname		
		Personalpr. (Dativ) Roman von Stephen King		Getreide, das Franzosen kennen			weder warm noch kalt		
sehr klein	dem Wind abgekehrte Seite (Schiff)		seine Stacheln sind hohle Haare				Pflanze, wächst z.B. im Meer		
schwarze schmierige Substanz		kurzer Montag		Polizeihund aus TV-Serie			F.d.r. = was Vögel haben		

HIER
KÖNNTE
IHR INSERAT
STEHEN

Lösungswort:

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----

MITMACHEN UND GEWINNEN

Senden Sie eine SMS an die Nummer 343: **TW Lösungswort, Name und Adresse** (1.- SMS) oder unter www.tageswoche.ch/kreuzwort.
Einsendeschluss: 12.10.2016. Lösungswort der letzten Woche:
LANDSCHAFT



ZU GEWINNEN:

Wir verlosen einen Pro Innerstadt Gutschein (50 CHF). Gewinnerin:
Stephan Räderstorff



Auflösung der Ausgabe Nr. 40

Impressum

TagesWoche
6. Jahrgang, Nr. 41;
verbreitete Auflage:
36 750 Exemplare (prov. Wemf-
beglaubigt, weitere Infos:
tageswoche.ch/+sbaj6),
Spitalstrasse 18,
4001 Basel
Herausgeber
Neue Medien Basel AG
Redaktion
Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Die TagesWoche erscheint
täglich online und jeweils am
Freitag als Wochenzeitung.

**Chefredaktion/
Geschäftsleitung**
Christian Degen
Digitalstrategie
Thom Nagy
Creative Director
Hans-Jörg Walter
Redaktion
Karen N. Gerig
(Stv. Chefredaktorin),
Amir Mustedanagić
(Leiter Newsdesk),
Reto Aschwanden
(Leiter Produktion),
Gabriel Brönnimann
(Leiter Region),
Tino Bruni (Produzent),

Mike Niederer (Produzent),
Hannes Nüsseler (Produzent),
Jonas Grieder
(Multimedia-Redaktor),
Renato Beck,
Yen Duong, Andrea Fopp,
Elin Fredriksson (Praktikantin),
Naomi Gregoris, Stefan Kempf,
Simone Janz (Praktikantin)
Christoph Kieslich,
Marc Krebs, Felix Michel,
Matthias Oppliger,
Jeremias Schulthess,
Dominique Spirgi,
Samuel Waldis
Redaktionsassistentz
Béatrice Frefel

Layout/Grafik
Anthony Bertschi,
Carol Engler
Bildredaktion
Nils Fisch
Korrektorat
Yves Binet, Chiara Paganetti,
Irene Schubiger,
Laura Schwab,
Martin Stohler,
Dominique Thommen,
Jakob Weber
Verlag und Lesersmarkt
Tobias Gees
Abodienst
Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch

Anzeigenverkauf
COVER AD LINE AG
Tel. 061 366 10 00,
info@coveradline.ch

**Unterstützen Sie unsere Arbeit
mit einem Jahresbeitrag**
Supporter: 120 Franken pro Jahr
Enthusiast: 220 Franken pro Jahr
Gönner: 500 Franken pro Jahr
Mehr dazu: tageswoche.ch/join

Druck
Mittelland Zeitungsdruck AG,
Aarau
Designkonzept und Schrift
Ludovic Balland, Basel

The logo for GANZ BASEL, featuring the word "GANZ" in a sans-serif font, a blue wavy line, and the word "BASEL" in a bold sans-serif font.

GANZ BASEL

GANZBASEL.CH

Vielseitige Geschichten
über die Stadt – Das ist Basel

PRO INNERSTADT
BASEL





KLEINANZEIGEN

Kontakt: tageswoche.ch/kleinanzeigen

GROSSE DACHWOHNUNG FREI IM GRÜNEN

Wir suchen neue Nachbarn in unserer Wohngenossenschaft in Langenbruck. Die baubiologischen Mehrfamilienhäuser befinden sich an schönster Südlage am Waldrand im Baselbieter Jura. Wir pflegen eine parkähnliche Umgebung mit grossen Gemüse- und Blumengärten. Eine idyllische günstige Dachwohnung wird ab Januar/Februar 2017 frei.

SPIEGELWAND

Nach Auflösung unseres Musikproberaumes verkaufen wir eine Spiegelwand 4 m x 2 m (4 Segmente), inklusive Wandhalterung in Allschwil/BL.
Verkaufspreis: Fr. 500.–.

FERIENHAUS ZU VERKAUFEN

Charmantes Ferienhaus in der Haute-Saône (F) zu verkaufen, 2 Autostunden ab Basel.
200m² Haus und 600m² Garten.
Preis: Fr. 38 000.–.

12,5-ZIMMER-WOHNUNG SUCHT GROSS-WG

Wo: Basel, direkt am Erlenmattpark
Was: 260m², 4. Stock, 2 Zwei-Zimmer-Einheiten, 6 Ein-Zimmer-Einheiten, 3 Bäder, grosser Koch-Ess-Bereich, 2 Wohnbereiche, 1 Balkon, Laube
Wie: urban, genügsam, gemeinschaftlich, nachhaltig, durchmischte, neu, barrierefrei
Info-Abend: 1. November, 19.30 Uhr, Wiesendamm 14, 4057 Basel (ATD vierte Welt)
Wann: Bewerben bis 30. November 2016, Einzug ab Herbst 2017

FERIENBUNGALOW MIT EIGEN-GRUND NÄHE NÜRBURGRING

250 m² Baugrund mit sanierungsbedürftigem Ferienbungalow in 53518 Adenau-Wimbach provisionsfrei zu verkaufen. Nutzbar als Ferienhaus oder als fester Wohnsitz. Wohnfläche 64 m². Das Grundstück ist kein Pachtgrund, sondern Eigengrund. Oberhalb ist es sehr verwildert. Das Haus ist sehr sanierungsbedürftig, aber die Bausubstanz der Mauern ist gut. Das Dach müsste erneuert, die Wasserleitungen noch angeschlossen und eine Bodenplatte gegossen werden. Die Wasserleitungen des oberen Nachbarn laufen ungenehmigt und ohne Leitungsrechte über das Grundstück. Gas und Strom liegen an. Kanal ist ebenfalls schon angeschlossen. Der Bungalow besteht aus Wohn-Schlafraum, Küche offen, 3 Doppelschlafzimmer, Diele, Dusche/WC, Sauna.
Preis: Fr. 32 784.–.

JOBS

Kontakt: tageswoche.ch/jobs

STUDENTISCHE HILFSKRAFT (M/W), MUTTERSPRACHE FRANZÖSISCH

- Du unterstützt das jacando-Team bei seinen täglichen Arbeiten in den Bereichen Marketing, Technologie sowie Customer Service
- Du erhältst direkt eine vollwertige Aufgabe übertragen, die Deinen Fähigkeiten und Interessengebieten entspricht
- Du sprichst Französisch als Muttersprache und bist sicher in der Kommunikation auf Deutsch
- Du hast Interesse an einer studentischen Stelle mit einer Arbeitszeit zwischen 8 und 16 Stunden je Woche (1–2 Tage je Woche)
- Du bist aktuell an einer Universität oder Fachhochschule eingeschrieben